

Heimatkundebuch

*für die Schulen
des Kreises Birkenfeld*

1. Teil: Grundschule
Zusammengestellt vom Kreisverband Birkenfeld GEW.

1957

VERLAG GERHARD DOKTER. NEUWIED/RHEIN

Alle Rechte vorbehalten

Vom Ministerium für Unterricht und Kultus zum Schulgebrauch zugelassen

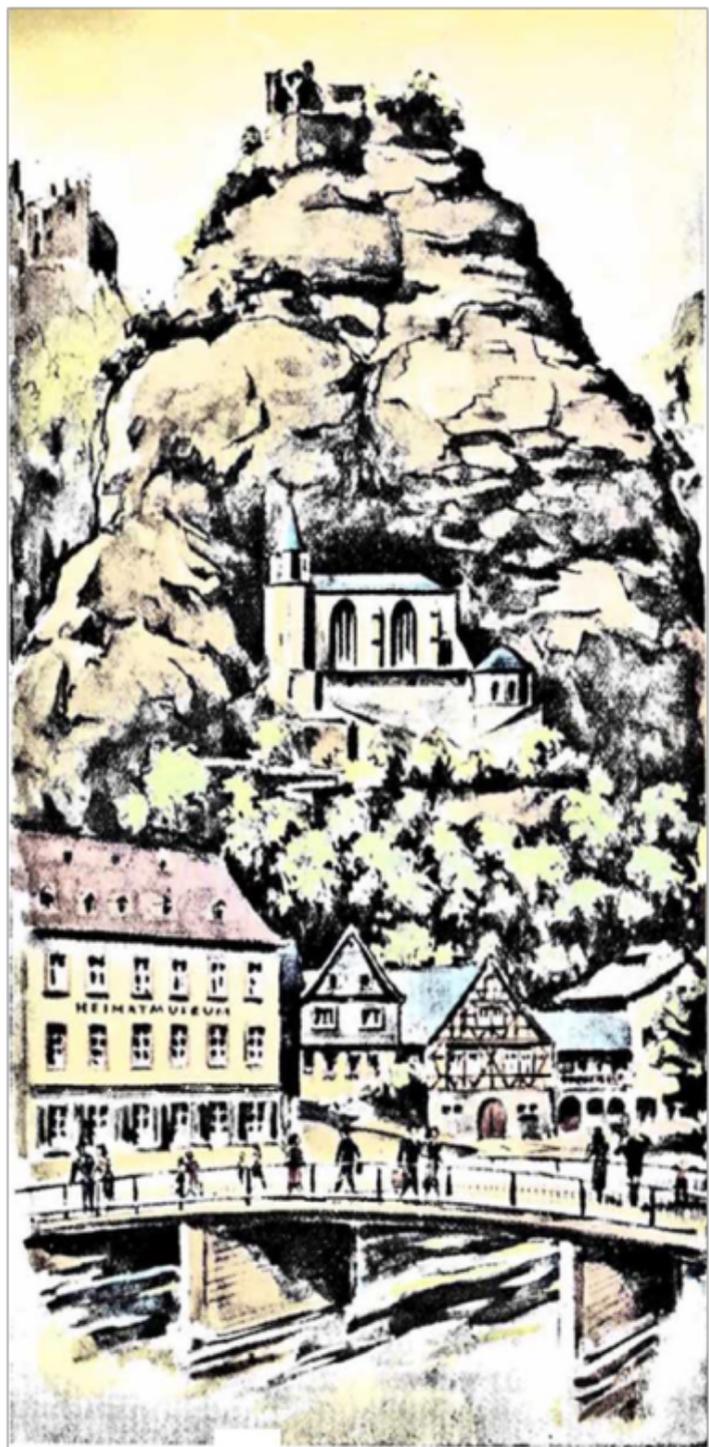
(IV 2 Tagebuch-Nr. 3693 v. 22. 10. 1957)

Umschlag: Otto Kerwien im Atelier Dokter, Neuwied

Zeichnungen: W. Lutz, P. Lorenz, H. Webeler Fotos: Dr. Kessler, Roedler

Gedruckt bei Gerhard Dokter, Neuwied

FELSENKIRCHE IN IDAR-OBERSTEIN NACH EINEM AQUARELL VON KUNSTMALER SCHÜTZ; ELTVILLE



Vorwort	6
Die Stadt Herrstein bekommt Besuch	8
Vom Herrsteiner Backofen.....	12
Die Sage von der Wildfrau.....	13
Beim Beerenpflücken	13
An der Jammereiche.....	14
Der Hungertaler.....	14
Kinderreime.....	16
Im Flugzeug über den Heimatort.....	17
Am Schieferbruch	20
Großvater erzählt von der „Wäsch“	21
Die alten Wasserschleifen im Fischbachtal.....	23
Die Fischbacher Kupferförderung.....	24
Wir besuchen die Molkerei Fischbach/Nahe	25
„Es klappert die Mühle am rauschenden Bach“	26
Von der Dorflinde und vom alten Fischbach	27
Die Abtei	28
Wanderziele im Amt Herrstein.....	29
Die Sage von der Felsenkirche in Oberstein	30
Ein Gang über das alte und das neue Schloß	32
Im Heimatmuseum	34
Oberstein	35
An den „Gefallenen Felsen“ von Idar-Oberstein	36
Die Sage vom Göttenbach Männchen	37
Der Galgenberg oder Steinkaulenberg	37
Besuch in der Achatschleife.....	39
Der Andreasbrunnen	42
Der Ringskopf bei Kirschweiler.....	43
Wie einmal der Förster von der Wildenburg.....	44
dem Teufel Tabak zu rauchen gab	44
Wanderziele von Idar-Oberstein aus:.....	47
Kinderreime.....	48
Kinderfastnacht	49
Fastnacht.....	50
April	50
Wie einmal ein Kalkbrenner aus Birkenfeld den Teufel hinters Licht führte	50
Hochwaldlied	53
Was das Birkenfelder Bähnchen erzählt	53
Wintersport am Erbeskopf	55
Reime	58
Der Tirolerstein	58
Kinderreime.....	59
Die Prinzessin im Vorkastell.....	59
Die Sage vom Bartelskopf.....	60
Sage von Alt-Rinzenberg	60
Eine Wanderung zum Hambacher Sauerbrunnen	61
Heiligenbösch.....	62
Der Teufel in der Kiste.....	65
Wanderziele im Amt Birkenfeld	66
Mein Nahetal	66
Kinderreime zu Ostern:	67

Das Sötener Goldfeuerchen.....	68
Sprüche von der Heimat.....	69
Pfalzgraf Kaspar.....	70
Türkismühle.....	71
Wie das Kirchlein nach Georg-Weierbach kam.....	73
Der Tag von Frauenberg 1762.....	73
Johannislied (Auszug).....	75
Kinderreime.....	75
Mainacht.....	75
Das Hunnengrab unter dem Höllenstein.....	76
Auf dem Naumburger Feld vor 500 Jahren.....	76
Vom Niederreidenbacher Hof.....	78
Alte Gebräuche am Jahresende im Reidenbachtal.....	79
Kinderreime zum Jahreswechsel.....	80
Was der alte Dorfbrunnen von Sienhachenbach erzählt.....	80
Wanderziele im Amt Weierbach.....	81
Vieh und Fuhrwerke in alter Zeit.....	81
Beim Köhler im Walde von Eckersweiler.....	82
Das gestohlene Brot.....	83
Als der Urahne der Schnutengret den Wolf am Finger heilte.....	85
Ein Durchbruchtal.....	86
Burg Lichtenberg.....	88
Der große Brand Baumholders am 8. Mai 1880.....	90
Wanderziele in den Ämtern Baumholder und Berschweiler.....	91
So hinterlistig hat er es immer angefangen.....	91
Die Sage vom Wolfsfelsen im Steinalbtal.....	93
Ein Vermissenschicksal aus Kirrweiler vor 140 Jahren.....	93
Die Kreuzzeiche.....	94
Die Wanderziele im Amt Grumbach.....	94
Die Legende von St. Wendelinus.....	95
Das Kloster Disibodenberg.....	96
Der Affe zu Dhaun.....	97
Auf dem Zechenplatz.....	97

Vorwort

Das vorliegende Heimatkundebuch will helfen, eine Lücke zu schließen, die im heimatkundlichen Unterricht unserer Volksschulen entstanden ist.

Der ehemalige Birkenfelder Landeslehrerverein hatte bereits im Jahre 1926 ein „Heimatkundliches Lesebuch für die Volksschulen des Landesteils Birkenfeld“ herausgegeben, das inzwischen längst vergriffen ist.

Dieses neue Heimatkundebuch ist eine Gemeinschaftsarbeit der Lehrerschaft des Kreises Birkenfeld. Daß es jetzt erscheinen konnte, ist dem Arbeitsausschuß für Heimatkunde der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft im Kreise zu verdanken, der damit die Tradition des Birkenfelder Landeslehrervereins fortsetzt.

Es ist beabsichtigt, diesem ersten Band für die Grundschule einen zweiten für die Oberstufe folgen zu lassen.

Nicht nur eine Stoffsammlung für den heimatkundlichen Unterricht will dieses Buch sein, es möchte vielmehr dem Kinde die Augen öffnen für die mannigfachen Schönheiten, für Sagenwelt und Geschichte, für Eigenart und Eigenständigkeit seiner engeren Heimat und ihrer Menschen. Es will damit hinführen zu echter Heimatverbundenheit als Grundlage jeder Bindung des Menschen an eine Gemeinschaft höherer Ordnung; denn der Weg zum Menschentum führt - um mit Spranger zu reden - nur über Volkstum und Heimatgefühl.

Möge das Buch in diesem Sinne vielen Kindern unseres Kreises Birkenfeld den Weg zu wahren Menschentum weisen.

Wintermeyer, Schulrat

*Steht kein Baum auf deiner weiten Flur,
der nicht Heimat wiegt in allen Zweigen,
und in jedem Winde läuft die Spur
einer Liebe, der sich alle neigen*

Die Stadt Herrstein bekommt Besuch

Es war an einem Herbsttag des Jahres 1436, die Sonne schien noch recht warm auf die Mauer und die fünf Türme der wehrhaften Stadt Herrstein und auf ihre eng aneinander gebauten und mit Stroh bedeckten Häuser mit den vorspringenden Stockwerken. Es war ein friedliches Bild. Die drei Stadttore standen weit offen. Am Untertor stand die Torwache, mit langen Spießen bewaffnet, an dem Geländer der festen Holzbrücke, die über den Wallgraben führte. An den beiden anderen Toren hatten die Wachen ihre Hellebarden an die Stadtmauer gelehnt. Sie hatten sich lässig auf die niedrige Mauer zu beiden Seiten des Torweges gesetzt. Wenn aber ein Wagen mit fremden Menschen auftauchte, erhoben sie sich, ergriffen ihre Waffen und machten sich zur Kontrolle bereit.

Auch die Pfortchen waren offen und wurden von einzelnen Stadtbewohnern, die zum Bach, zu ihren Scheunen und Gärten wollten, benützt.

Dieses Bild des tiefsten Friedens schwand in dem Augenblick, als ein Hornstoß von einem der Türme über den Ort schallte. Die Torwachen sprangen auf und schlossen eiligst die Tore, die Pfortchen wurden verrammelt, und aus den Häusern eilten Männer mit Spießen, Hellebarden und Morgensternen zu den Toren. Andere liefen ohne Waffen zum Schloß, wo die Burgmannen Büchsen und Armbrüste aus der Waffenkammer an die wartenden Bürger verteilten. Damit eilten sie zu ihren Plätzen auf dem Wehrgang und machten alles zur Abwehr fertig.

Was war geschehen? Ein Turmwächter hatte einen Reitertrupp wahrgenommen, der sich der Stadt näherte. Der Schultheiß war in voller Rüstung nach dem Obertor geeilt; denn aus dieser Richtung waren die Reiter im Anmarsch. Der Amtmann war auch schon dort. Da ertönte ein zweiter Hornstoß. Die Wächter auf den Türmen hatten auf den Fahnen der Reiter das Wappen der Sponheimer erkannt. Das Tor öffnete sich, und Amtmann und Schultheiß konnten ihren Herrn, den Grafen Johann V. von Sponheim, begrüßen.

Der freute sich über die Wachsamkeit der Herrsteiner Bürger und wollte sich gleich über den Stand der Ausbildung im Waffendienst unterrichten. Er ritt durchs Tor, stieg vom Pferde und eilte zum Wehrgang. Amtmann, Schultheiß und Burgmannen folgten ihm. Sie trafen zuerst einen Bürger, der mit einer großen „Clotzbüchse“ bewaffnet war. Graf Johann sagte zu ihm: „Erzähle mir, wie man mit einer solchen Büchse umgeht!“ Der Mann antwortete: „Wo die Stange mit dem Feuerrohr verbunden ist, befindet sich eine Stütze, die beide trägt. Ich fasse die Stange mit der linken Hand und kann dann leicht die Büchse nach allen Seiten bewegen. Zeigt sie nach dem Ziel, bringe ich mit der rechten Hand die Lunte an die Pfanne, und der Schuß geht los „Sehr schön,“ sagte Graf Johann, „siehst du den Baum dort hinten, der ist gut 100 Schritt entfernt, zeig mir, ob du den Stamm triffst!“



Uhrenturm in Herrstein

Als der Schütze die glimmende Lunte an die Pfanne brachte, stieg dort ein Rauchwölkchen hoch, und aus der Mündung des Feuerrohres schossen mit lautem Knall ein Feuerstrahl und viel schwarzer Rauch. Die Eisenkugel schlug klatschend in den Stamm. Der Graf war zufrieden. Er fragte nach dem Ausbilder und erfuhr, daß der Burgmann Claus von Sötern 20 ausgesuchte Bürger mit dieser Waffe ausgebildet habe.

Der Graf ging auf dem Wehgang weiter und traf auf einen Armbrustschützen. Dem bezeichnete er denselben Baum als Ziel. Der Schütze drehte schnell ein Rad mit einer Kurbel, das wie eine Seilwinde die

Bogensehne so weit herunterzog, daß sie hinten am Abzug eingehakt werden konnte. Nun legte er den Pfeil auf und zielte sorgfältig, indem er sich fest gegen die Brustwehr stemmte. Mit dem rechten Zeigefinger zog er den Abzug, und mit einem scharfen, surrenden Ton schnellte die straffgespannte Sehne nach vorn und trieb den Pfeil ins Ziel.

So traf der Graf auf seinem Rundgang über die Wehrgänge elf Schützen mit Clotzbüchsen, elf Armbrustschützen, vier Bürger hatten ungefußte Büchsen, mit denen man nicht so sicher, aber dafür um so schneller schießen konnte, und drei weitere Bürger hatten Armbrüste, mit denen man nicht so weit schießen konnte, weil hier die Sehne mit der Hand gespannt wurde.

Auf den zwei Türmen standen sogar zwei Steinbüchsen bereit. Mit der einen konnte man Steinkugeln von der Größe einer Faust und mit der anderen solche von doppelter Größe über tausend Schritte weit schießen. Erfreut war der Graf über die guten und zahlreichen Waffen, sowie über den ausgezeichneten Stand der Ausbildung. Unzufrieden war er darüber, daß nur sechs Eisenhauben da waren. Er wünschte, daß alle Männer, die mit Hellebarden, Spießen, Morgensternen und Schwertern ausgerüstet seien, auch Eisenhauben besäßen.

Zum Abschluß ließ sich der Graf noch den Vorrat an Pfeilen zeigen und zählte hundert Stück.

Ein neues Hornsignal rief die Bürger von den Türmen, Wehrgängen und Toren. Die Hieb und Stichwaffen wurden mit nach Hause genommen.

Die Schußwaffen wurden wieder zur Waffenkammer gebracht, wo ein Burgmann jede Waffe nochmals genau überprüfte und am Schluß die Zahl der abgegebenen Stücke feststellte.

Am anderen Tag fand auf dem Marktplatz vor dem Schloß eine Gerichtsverhandlung gegen einen Herrsteiner Bäcker statt, der seinen Kunden Brot verkauft hatte, welches nicht das vorgeschriebene Gewicht hatte. Der Schultheiß saß auf seinem Sitz unter der Linde, die sieben Schöffen zu beiden Seiten. Der Büttel führte den Bäcker in die Schranken. Außerhalb derselben drängten sich Neugierige aus Herrstein und den anderen Orten des Amtes. Graf Johann V. war auch da, er wollte sehen, wie seine Vertreter richteten. Der Schultheiß gebot Ruhe, und das Verhör begann. Der Bäcker gestand und bereute seine Habgier. Der Schultheiß gab die Strafen bekannt: Einem Betrüger kann man eine Geldstrafe von 60 Thormus (französ. Münze aus Tours) auferlegen oder man läßt ihn schuppen. Die sieben Schöffen steckten die Köpfe zusammen und berieten. Sie entschieden sich für das Schuppen, weil sie dem habgierigen Bäcker diese qualvolle Demütigung vor den vielen Neugierigen gönnten, und weil das Volk genau so dachte, denn es wäre für den wohlhabenden Sünder leichter gewesen, diese beträchtliche Summe zu zahlen, als die entehrende, vielleicht sogar lebensgefährliche Behandlung beim Schuppen zu ertragen. Der Schultheiß verkündete das Urteil: „Der Bäcker wird für seinen gemeinen Betrug zum Schuppen verurteilt!“



Das alte Amtshaus in Herrstein

Das Volk gab durch beifälliges Gemurmel seiner Zustimmung Ausdruck. Graf Johann erhob sich und schritt mit dem Amtmann dem Wallgraben am Untertor zu. Ihnen folgte der Schultheiß, die Burgmannen, der Büttel mit dem Verurteilten und eine fröhliche Volksmenge. Die Gehilfen des Büttels waren nach der Urteilsverkündung fortgeeilt, um die notwendigen Gerätschaften zum Untertor zu tragen.

Bald war alles zur Stelle, und nach einigen Minuten hing der große hölzerne Käfig mit dem zitternden Bäcker drin an einer langen Balkenwaage über dem Wasser. Jetzt hatte die Spannung der Zuschauer ihren Höhepunkt erreicht. Drüben hob sich langsam das Ende des Balkens, hier senkte sich der Käfig und tauchte unter Wasser. Die Wellen glätteten sich bald, nur die

zahlreich aufsteigenden Luftblasen zeugten von dem Kampf, den der arme Bäcker unter Wasser führte. Wieder ein Wink des Büttels, und der Käfig mit dem nach Luft ringenden Sünder kam zum Vorschein. Das Eintauchen wurde noch einmal kurz wiederholt, und diesmal lag der Bäcker beim Auftauchen bewußtlos im Käfig.

Rasch wurde er hervorgeholt, auf den Rücken gelegt und durch Reiben und Atembewegungen wieder zum Leben gebracht. Nachdem er sich etwas erholt hatte, wankte er unter dem Gespött der Menge seiner Wohnung zu.

Vom Herrsteiner Backofen

In allen Dörfern unseres Ländchens befinden sich bei den Bauernhäusern Backöfen, in denen die Leute das Brot und die Kuchen für die Familien backen;

Nur in Herrstein backen die Leute in dem Gemeindebackofen. Wie kommt das? Im Jahre 1428, also vor rund 500 Jahren, wurde Herrstein mit Mauern umgeben und zur Stadt erhoben. Vor dem Tore der Stadt bauten die Grafen von Sponheim, die in Herrstein ein Schloß hatten, einen Backofen, in dem die Herrsteiner ihr Brot backen mußten. Von jedem Gebäck mußte ein Brot auf das Schloß geliefert werden.

Als die Sponheimer Herrschaft vor mehr als 100 Jahren erlosch, behielt man den Backofen bei. Er ist heute noch wie früher vor dem Tore am Uhrturm in Betrieb.

Wenn jemand backen will, geht er gegen Abend, wenn die Glocke läutet, zum Gemeindediener, wo die Reihenfolge für den nächsten Tag verlost wird. Der Ofen ist so groß, daß 2 Familien ihr Brot gleichzeitig einschießen können. Der Teig wird zu Hause gemacht und in großen Strohkörben auf dem Kopfe zum Backhause getragen. Dort wird der Ofen nun geheizt, wozu man wenig Holz braucht, weil er täglich benutzt wird und daher warm bleibt. Der Teig wird auf die Tische geschüttet, die an den Wänden hinlaufen. Die Brote werden geformt, und wenn sie gut aufgegangen sind, mit der Schieße in den Ofen geschossen. Damit nun die Brote der beiden Familien, die gemeinsam den Ofen benutzen, sich unterscheiden, hat die eine sie mit einem, die andere mit 2 Fingerstichen versehen. Der Ofen ist so groß, daß neben den Broten auch Kuchen hineingeschossen werden können. Wenn andere Leute aus dem Dorfe einige Kuchen zu backen haben, bringen sie dieselben auch zum Backhause, wo sie unentgeltlich mitgebacken werden.

Vor den hohen Feiertagen, vor dem Herrsteiner Markt und vor Volksfesten will jedermann im Backhaus Kuchen backen. Da werden die Straßen und Gäßchen zu Gruppen zusammengetan, und die Reihenfolge wird verlost.

Nun entwickelt sich im Backhause von früh bis spät eine lebhaftige Tätigkeit. Dabei geht nicht alles glatt ab. Mancher Kuchen fällt, wenn alles zum Ofen drängt, zur Erde und ist verdorben. Die Kuchen geraten auch nicht alle

gleichmäßig, backen zu dunkel oder zu schwach, und dann gibt es Vorwürfe und gar Scheltworte.

Im kalten Winter friert der Ofen ein. Das ist nicht wörtlich zu nehmen. Aber es will niemand in der kalten Zeit backen; denn bei der Kälte geht das Brot nicht auf, und der Ofen erfordert auch mehr Holz. Darum war es früher üblich, daß man im Vorwinter mehrere Gebäcke Brot herstellte, damit man über die kalte Zeit hinüber kam.

Auch in anderen Orten des Hunsrücks war früher ein herrschaftlicher Backofen, der heute noch als Gemeindebackofen benutzt wird.

Die Sage von der Wildfrau

In alter Zeit lag ein Dorf zwischen Fischbach und Berschweiler im Amt Herrstein. Es hieß Staufenberg wie der steil aufragende Berg, an dessen Fuß es gebaut war. Heute erinnert nur noch die Flurbezeichnung „in den Dorfgärten“ daran, daß hier einst Häuser standen. Das Dorf ist im Dreißigjährigen Krieg untergegangen. Kriegsvölker hatten es mehrfach ausgeplündert und schließlich die Pest eingeschleppt. Daran starben die Einwohner rasch nacheinander. Nur eine Frau blieb am Leben. Sie war durch den Tod aller Angehörigen und Dorfnachbarn so entsetzt, daß sie in ihrem herztiefen Gram das Dorf verließ, in dessen Häusern die Toten unbeerdigt lagen. In einer Felsenhöhle im Wald suchte sie Unterschlupf. In dieser Höhle zwischen Fischbach und Berschweiler, die heute noch das Wildfrauenloch genannt wird, lebte sie einsam und menschenscheu lange Jahre hindurch. In Feld und Wald suchte sie Beeren, Wurzeln, Pilze und Wildfrüchte. Damit erhielt sie sich am Leben. Schließlich nahmen die Einwohner von Berschweiler die Wildfrau in ihr Dorf und verpflegten sie bis an ihr Ende.

Als sie gestorben war, stellte es sich bei Gericht heraus, daß ihr als letzte Überlebende auch die ganze Dorfgemarkung von Staufenberg gehört hatte. Die Richter entschieden, daß die ganze Erbschaft nun Berschweiler zufalle, weil dort die Wildfrau aufgenommen und versorgt worden war. Das Dorf Fischbach, das nicht weiter von Staufenberg entfernt liegt als Berschweiler, ging leer aus. So ist den Vorfahren der Einwohner von Fischbach durch hartherzige Gleichgültigkeit gegen eine arme Frau eine reiche Erbschaft entgangen.

Beim Beerenpflücken

Di ri, di ra, die rähle, mir han e Korb voll Wähle!

Wähle, Wähle hupp hupp hupp. Ich hann mei Grumbieresupp verschutt.

Mir han e Korb voll Weißweck, die annre Leit han Dreck!

Ich han se jo so gere geß, ich han se mit dem Dreck gefreß!

An der Jammereiche

An einem Sommertag des Jahres 1628, in dem unser Heimatland von wilden, mordgierigen Kriegsscharen fremdländischer Herkunft erbarmungslos ausgeplündert und verwüstet wurde, überfielen Spanier die Dörfer Niederhosenbach und Breithenthal. Voller Entsetzen flohen die Einwohner auf eine Anhöhe zwischen beiden Dörfern, auf der mächtige, uralte Eichen Schutz zu bieten schienen. Doch das Versteck wurde den Soldaten verraten.

Sie umzingelten den Zufluchtsort und zündeten den Schutzwall aus Dornen und Reisig an. Die Flammen schlugen bis hoch in die Äste der Eichen. Da schrieten Frauen und Kinder. Die Männer kletterten bis in die Baumgipfel und riefen um Hilfe. Weithin war das Rufen und Jammern zu hören, aber keine Rettung kam. Die rohen Soldaten lachten über das Wehgeschrei und schürten die Flammenglut. Jeden, der über den Feuerwall ins Freie zu springen versuchte, schlugen sie tot oder stießen ihn wieder zurück. Alle Geflüchteten mußten verbrennen oder ersticken. Darum heißt die Anhöhe „An der Jammereiche“. Seitdem hat mancheiner, der in später Nachtstunde an der Stelle vorüberkam, ein Wehklagen und Stöhnen gehört.

Der Untergang von Hitzelhosenbach

Bei Niederhosenbach lag in alter Zeit das Dorf Hitzelhosenbach. Es ist im Dreißigjährigen Krieg untergegangen. Jetzt stehen Waldbäume zwischen den Mauerresten der Häuser. Ein steingefasster Brunnen liegt dazwischen. Kriegsscharen hatten auf dem Durchzug die Häuser ausgeplündert. Sie hatten den Leuten Vieh und Vorräte geraubt, so daß Hungersnot ausbrach. Mit den fremden Soldaten war die Pest in das Dorf gekommen. Wie der Wind eilte sie von Haus zu Haus. In kurzer Zeit wurde es ganz still im Dorf. Die Türen und Fensterläden schlugen im Wind, alle Menschen aber lagen tot umher.

Danach machte sich die Pest auf den Weg nach dem benachbarten Niederhosenbach. Beim ersten Haus war ein Bauer gerade dabei, einen neuen Zaun um seinen Garten zu setzen, weil die Kriegsleute den alten eingerissen und als Feuerholz verbrannt hatten. Die Pfosten hatte er schon gesetzt und die Löcher hineingebohrt, um die Zaunstangen zu verzapfen. Heimlich schlüpfte die Pest in das Loch eines Zaunpfostens, um auszuruhen, bevor sie Niederhosenbach heimsuchte. Doch der Bauer hatte sie gesehen. Blitzschnell schlug er hinter ihr einen Zapfen in das Loch. Da konnte die Pest nicht mehr heraus. Sie war gebannt, und Niederhosenbach blieb verschont.

Der Hungertaler

Die Maurer rissen im Dorf das Haus neben der Linde nieder, die ihren Stamm wie lebensmüde zur Seite neigte. Wer von beiden am ältesten war,

das Haus mit den kleinen Fenstern, der hohen, geschnitzten Haustüre und dem lateinischen Spruch darüber, oder der Baum mit seinen breiten Ästen wer vermochte es zu sagen? Vielleicht war die junge Linde einst gepflanzt worden, als der erste Stein zu dem Hause gelegt worden war, das mit seinem übermoosten Ziegeldach und seinem weit vorspringenden Giebel ganz anders aussah als die übrigen Häuser im Dorfe. Nun sollte der alte Bau einem anderen Platz machen, einem neuen mit blauem Schiefdach und großen Fenstern.

Laut klangen die Schläge wider die dicke Mauer. Während sie arbeiteten, redeten die Handwerksleute mancherlei. Von den eichenen Balken sprachen sie, die so lange der Zeit getrotzt hatten, und von dem Mauerwerk, das so fest war, als sei es für die Ewigkeit gebaut. Die stammten aus der guten alten Zeit. Ja, die gute alte Zeit! Damals war manches anders als heute, und die Menschen hatten es besser.

Da, ein seltsamer, hohler. Klang kam auf einmal aus der Wand zurück. Eine laute Stimme rief: „Halt, ein Hehlloch. Ein Versteck aus alter Zeit!“ Voll Neugierde traten jetzt alle vor die breite ausgemauerte Öffnung, die sich vor ihnen in der Mauer auftat. Vielleicht war da ein Schatz verborgen? Kluge Baumeister waren einst unsere Väter in alter Zeit. Weniger auf die Form kam es ihnen an, aber Zweck mußte alles haben, und fest mußte es sein. An die Zukunft dachten sie, denn nicht immer scheint die Sonne, und nicht immer ist Frieden. Darum vergaßen sie nicht, ein sicheres Versteck zu bauen, wo sie verbargen, was ihnen wertvoll schien, wenn Krieg und schlimme Zeit im Lande waren.

Das ausgemauerte Loch in der Mauer des alten Hauses war leer. Nur ganz unten blitzte ihnen ein Geldstück entgegen. Einen Bauersmann mit einem Gesicht voll Hunger und Not zeigte die eine Seite. Auf der anderen aber stand der Tod mit seinen knöchernen Armen. Daneben waren die Jahreszahlen 1625 und 1637 zu lesen.

„Ein Hungertaler ist es!“ rief der Hausherr,-der unbemerkt hinzugetreten war und das Geldstück betrachtete. Ein Hungertaler war das alte Stück, von Hunger und Not redete es. An die schlimmsten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges erinnerten die Jahreszahlen, die es trug.

Was würde das Heimatdorf aus jener Zeit alles erzählen können von Schweden, Spaniern und Kroaten, die jahrelang zwischen Nahe und Hunsrück hausten. In dichte Wälder, in Schiefergruben und Felsenhöhlen oder, wenn es nicht zu spät dafür war, hinter die sicheren Mauern einer Burg waren die meisten Dorfbewohner geflüchtet. Ihre Häuser aber lagen voll Soldaten, die raubten und zerstörten oder nach verborgenen Schätzen suchten. Und wehe den armen Menschen, die den rohen Krieglern in die Hände fielen! Nur bei Nacht durften die Geflüchteten es wagen, ins Dorf zu kommen. Das war ein Jammer und Elend! Felder und Äcker blieben unbebaut liegen, weil niemand da war, der sie bestellte. Dann kamen Hunger und teure Zeit. Wurzeln und Gras aßen die Leute wie sonst die Tiere. In den Häusern und auf dem Wege lagen Menschen, die verhungert

waren. Dann kam die Pest. Die giftige, böse Luft wurde diese furchtbare Krankheit genannt, weil sie überall hinkam und niemand vor ihr sicher war. Hunderte von Menschen starben in kurzer Zeit, und oft wurden ganze Familien in ein gemeinsames Grab gelegt. In den meisten Orten der Gegend waren nach dem Kriege nur noch wenige Menschen am Leben. Wer weiß heute noch etwas von Staufenberg, Battenhofen, Diedesbach, Vockenhausen*) und den vielen anderen Ortschaften unseres Heimatlandes, die damals untergegangen sind? Häuser und Mauern sind längst verfallen und die Menschen vergessen, die einst darin gelebt haben.

Von diesen schlimmen alten Zeiten redet der Hungertaler. Lange und mit ernstesten Sinnen betrachtet der Hausherr das alte Stück, während um ihn her Schutt und Gestein zur Erde niederfallen. Ob auch seine Vorfahren und dieses Haus die Not der Zeit verspürt hatten? Er hob den Fund sorgsam auf, damit er nicht wieder verloren gehe. Ein Mahnzeichen sollte er seinen Kindern sein.

An die Not und die Sorge der Väter sollte er sie erinnern, daß sie nicht stolz würden in ihrem neuen Hause und ihrem Glück.

*) Staufenberg lag nahe bei Berschweiler, Battenberg lag nahe bei Wickenrodt, Diedesbach und Vockenhausen lagen zwischen Tiefenstein, Herborner Höhe und Wildenburg.

Kinderreime

aus dem Volksmund des Birkenfelder Landes

Gemorje em neie Johr,
Ä Bretzel wie ä Scheuendor,
Neijährche wie ä Uweplat,
Dann were ma allegare sat.

Else, geh Stelze!
Wenn de stolperst,
Dann fälltste!

Mole, mole Männche!
Hupps ent Pännche!
Hupps wirrer raus!
Onn Du bist aus!

Henner Hännese Hannese Hous
Hunnert Hemder hänge erous;
Hänge hunnert Hemder erous,
Henner Hännese Hannese Hous.

Walter steht am Schalter,
Raucht e Kliebeche wie e Alter.

Karlemann hat Boxe an,
77 Kneppcher dran.

1, 2, 3, Hicke, hacke, hei,
Hicke, hacke, Haferstroh,
Der Müller hat sei Frau verlor.

Fretz, bieib dehäm,
Ma weiß net, wat's for Weerer gebbt,
Fretz, bleib dehäm,
Ma weiß net, wie et wird!

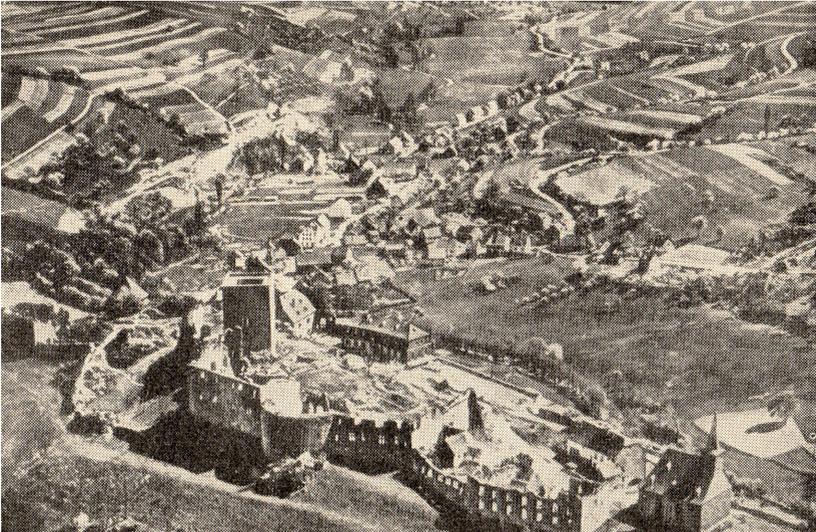
Karlche setzt am Schorschde,
Wichst an seine Schuh,'
Kemmt des Nachbars Liesje
Guckt dem Karlche zu

Karlche, wenn de heirade wellst,
Dann heirat nure meich.
Eich honn e blanker Daler
Der eß for meich unn deich.

We'mer dann verheirad senn,
Unn ho'mer noch kei Hous,
Dann setze mer uus enne Henkelkorb
Un gucke uwe erous.

Zwei Stempel, ä Bauchbiet,
Ä Mahlmiehl, zwei Fenster
Onn uwedroff ä Wald,
Drenn läft jung unn alt

Sucht se met de Hunn,
Die Katze schlahn die Drumm,
Die Mäus, die kehre die Stub aus,
Die Ratte drahn de Dreck eraus,
Hockt das Weibchen hinterm
Laden,
Hat nen großen Butterfladen,
Hockt das Weibchen hinterm
Dach,
Hot sich fast krummbucklig
gelacht.



Burg Lichtenberg. Größte Burgruine Deutschlands. Orig. Fliegeraufnahme

Im Flugzeug über den Heimatort

Manfred bekommt noch immer ganz helle Augen, wenn er an den schönen Tag zurückdenkt, an dem er mit dem Flugzeug über sein Heimatdorf fliegen durfte und alles von oben sehen konnte. Wenn er einmal davon erzählt, dann sagt er immer zum Schluß: „Das war doch das Allerschönste, was ich jemals erlebt habe!“

Schon immer hatte er dem Habicht und dem Bussard lange nachgeschaut, wenn sie über das Dorf flogen oder hoch über den Feldern ihre Kreise zogen. Dann wäre er so gerne mitgeflogen und hätte so gerne einmal von

oben herabgeschaut auf Vater und Mutter, auf Häuser und Gärten, auf Straßen und Bäche, auf Felder, Wiesen und Wälder.

Und dann kam der schöne Sonntag mitten im Sommer! Das war der Tag, an dem er wirklich fliegen durfte. Und das kam so:

In Hennweiler war Flugtag. Viele Flugzeuge kamen dort hin, und viele Leute wanderten zum Flugplatz und sahen zu. Wer aber Lust und genug Geld hatte, der durfte einmal mitfliegen und sich die Welt von oben anschauen. Große Lust hatte Manfred schon, aber genug Geld hatte er nicht. Mutter wollte ihm keins geben. Sie hatte zu viel Angst um ihren lieben Jungen. Vater sagte gar nichts. Aber der Großvater, der war ein Kerl! Der sagte: „Hier, mein Junge, hast du Geld! Ich wäre schon immer gerne einmal geflogen, aber nun bin ich zu alt dazu; flieg du für mich, dann ist uns beiden geholfen!“ Vater und Mutter blickten sich an und sagten nach einer Weile: „Na, dann in Gottes Namen“

Da holte sich Manfred eine Flugkarte. Bald saß er im Flugzeug. Der Motor brummte immer lauter. Da fing der Boden unter ihm an zu laufen, erst langsam, dann immer schneller und schneller. Vater und Mutter waren schon ganz hinten und winkten. Da wackelte der ganze Kasten einmal tüchtig, schwankte noch einmal hin und her, und — hui — ging es weg vom Boden und immer höher in die Luft und in den blauen Himmel hinein.

Die Menschen wurden immer kleiner, schon konnte man niemand mehr erkennen. Wie Puppen aus Schwesterleins Puppenstube sahen sie aus, bald nur noch wie Daumesdicke, und zum Schluß waren es nur noch Ameisen.

„Hei, ist die Welt doch ein lustiges Bilderbuch,“ dachte Manfred, „wie herrlich bunt da alles zusammen liegt: dunkelgrüne Wälder, hellgrüne Wiesen, gelbe und braune Felder, alles durcheinander und dazwischen gerade und krumme Bänder von allerlei Straßen und Wegen. Und mitten drin die vielen Dörfer mit ihren blauen und roten Dächern alles gerade so, daß man schön damit spielen könnte.“

Aber noch immer höher ging es in den Himmel!

Die Häuser waren jetzt noch so groß wie die Würfel in Manfreds Würfelspiel, die Felder und Wiesen lagen da unten wie gelbe, grüne und braune Stoffflicken, die Straßen und Wege waren nur noch dünne Fäden. Das Hahnenbachtal war nur noch ein Graben, über den man einen Schritt machen konnte, und der Hahnenbach darin war nur noch ein dünner, dunkler Faden, der manchmal silberhell aufblitzte. Links und rechts lagen die Berge, große und kleine, und jeder wie unter einem grünwollenen, zerfransten Teppich. Das war lauter Wald.

Lustig sahen die Bäume aus. Wie kleine grüne Watteflockchen standen sie im Feld, denn den Stamm konnte man von oben ja nicht sehen. Auch von den Häusern sah man von oben fast nichts als die Dächer. Den Schornstein konnte man manchmal noch erkennen, aber von Fenstern und Türen sah man einfach nichts'

Viele, viele Berge und Täler und Dörfer sah Manfred, aber die Namen

wußte er nicht.

Nur seinen Heimatort, den wollte er noch finden, bevor es zu spät war. In Hahnenbach sah er ganz klein die Brücke, über die er heute gewandert war. Da blickte er immer der Straße entlang bis zur Höhe, und dort lag sein Heimatdorf, dort lag sein Griebelschied!

Aber so, wie es von hier oben aussah, hatte sich Manfred sein Dorf doch nicht vorgestellt! Die Häuser waren alle so klein wie in einer Spielzeugschachtel. Es dauerte wahrhaftig eine Zeit, bis man sich da einmal zurecht fand in dem Spinnennetz von Straßen und Wegen, die da von allen Seiten zusammenkommen. Auch bei den kleinen Häuschen war es nicht leichter, da sah fast eins wie das andere aus. Wenn man doch nur etwas unter die Dächer gucken könnte! Aha, da erkannte er das kleine Kirchlein mit dem Friedhof daneben und dann das Wirtshaus, weil es so um die Ecke herum gebaut ist. Der große freie Platz in der Mitte konnte ja nur der Gemeindeplatz sein, und als Manfred auch den Schulhof erblickte, erkannte er auch die Schule. Da sah er auch schon sein Elternhaus dazwischen, genau so winzig klein wie alle Häuser, und dahinter lag der schöne Garten mit dem mächtigen Birnbaum drin. So also sah sein Haus von oben aus, na, das hätte er aber vorher bestimmt nicht gedacht! Nun kannte er gleich alle Häuser auf einmal und alle Ecken, und Winkel zwischen ihnen, wo man immer so schön Versteck spielen konnte. Ja, wenn man sich einmal auskennt, dann sieht man von oben doch viel, viel mehr wenn man auch Türen und Fenster nicht sehen kann.

Manfred konnte gerade noch ein wenig auf die Gärten um sein Dorf herum schauen und auf die Wiesen und Felder, aufs Wasserbassin und den Fußballplatz, und wo er sonst noch immer herumstrolcht, da drehte das Flugzeug heimwärts.

So gerne hätte er noch den Erbeskopf und den Idarwald und die Nahe gesucht, doch da zog das Flugzeug abwärts, dabei wurde es unserem Manfred so schlecht, daß er erst richtig zu sich kam, als das Flugzeug schon längst gelandet war und der Flugzeugführer ihn aus der Kabine hob.

Alle begrüßten ihn froh, und seine Kameraden fragten ihn gleich: „Na, wie sieht denn die Welt von oben aus?“

„Herrlich,“ sagte Manfred, „bringt doch morgen mal kleine Würfel und Stoffreste und Bindfäden und Watte mit, dann will ich es euch sogar zeigen!“

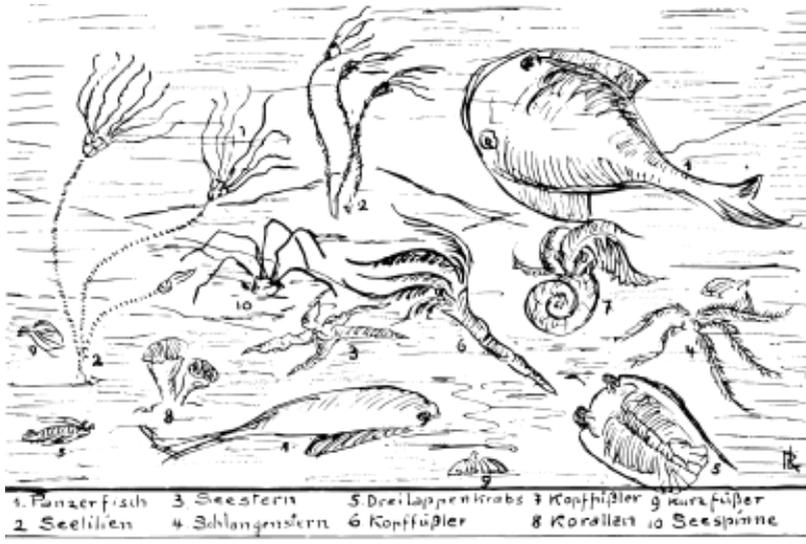
Das hat Manfred auch getan.

Er ging mit seinen Kameraden hinters Haus an den großen Sandhaufen. Dort haben alle fleißig gebaut, und Manfred hat alles dabei erzählt.

Nur von seiner großen Angst und wie es ihm so schlecht wurde, davon erzählte er nichts.

Am Schieferbruch

Unsere Klasse ging das Tal hinauf. Wir kamen an eine Stelle, wo große Haufen von blauen Schieferstücken lagen. Die Knaben gingen auf die Schutthalde, und bald brachte einer eine Schieferplatte, worin ein kleines, goldglänzendes Würfelchen festsaß. Wir alle meinten, es wäre Gold. Der Lehrer sagte uns aber, daß es kein Metall sei, sondern Schwefelkies. Ich hatte einmal eine Schultafel, worin auch ein solch glänzendes Körperchen eingewachsen war.



Meeresgetier vor 300 millionen Jahren

Nun kam eine Anzahl von Knaben mit einem Stück Schiefer, in dem ein Fisch abgedrückt war. Sie waren über den merkwürdigen Fund ganz erregt. Man konnte ganz deutlich den Kopf, die Flossen und die schuppige Haut erkennen. Sie brachten den Sonderbaren Stein dem Lehrer. Der sagte: „Das ist wirklich der Abdruck von einem Fisch. Wie kommt der in den Schiefer?“ Wir konnten es uns nicht erklären, und er erzählte: „Der Fisch hat im Wasser gelebt, das ist ganz natürlich. Hier, wo wir stehen, war in grauer Vorzeit ein Meer, in dem die Fische lustig umherschwammen. Da kamen aber öfters trübe, von bläulichem Schlamm erfüllte Wasser ins Meer. Wenn ein Fisch nun vor Alter, durch das unreine Wasser oder aus einem anderen Grunde starb, sank er hinab auf den Meeresboden in den blauen Schlamm. Andere Schlammmassen legten sich darüber, und als diese Schichten hart wurden, waren sie zu Schiefer geworden. Jedes Schieferstück besteht aus sehr vielen feinen Schichten und läßt sich in die feinsten Plättchen spalten. Der Fisch, dessen Abdruck ihr mir gebracht habt, kam zum Vorschein, als

die Schieferplatte an der Stelle, wo der tote Fisch versteinert war, gespalten wurde. Auch Krebse, Seesterne und andere kleine Tiere und Pflanzen finden sich in dem Schiefer als Versteinerungen oder Abdrücke."

In die benachbarte Bergwand führte eine Höhle, aus der die Schieferbrecher den Dachschiefer hervorholten. Ein solcher Gang, der waagrecht geht, ist ein Stollen. Im Berge wendet sich die Höhle senkrecht abwärts und heißt Schacht. Die Schieferbrecher steigen im Schacht in die Tiefe, bis sie an die Stelle kommen, wo die Schiefer sitzen, die zu Dachschiefern gebraucht werden können. Große, dicke Platten derselben werden mit Pickeln abgelöst oder mit Pulver gesprengt. Dann tragen die Schieferbrecher die Platten auf dem Rücken heraus oder rollen sie empor und bringen sie vor den Stollen. Hier werden sie zu dünnen Tafeln gespalten, die man Dachschiefer nennt. Diese werden fest gegeneinander in Reihen gesetzt. Endlich fährt man sie mit Lastwagen an den Bau. Dort behaut sie der Schieferdecker. Dann werden sie auf das Dach genagelt.

Auch die Schiefertafeln und Griffel, die wir in der Schule haben, werden aus solchem blauen Schiefer hergestellt. Vor 50 Jahren hatten die Schulkinder vielfach noch Tafeln von Schiefer aus unseren Bergen. Wer eine Schiefertafel brauchte, ging an den Schieferbruch und ließ sich eine hauen. Die wurde am Rand abgeschliffen und ohne Rahmen benutzt. Diese Tafeln waren sehr dunkel, glatt und hart, und so konnte man mit einem spitzen Griffel sehr schön und sauber darauf schreiben.

Großvater erzählt von der „Wäsch“

Das ist ein heißer Tag heute!

Wie Herbert gerade vom Schwimmen nach Hause kommt, sieht er seinen Großvater unterm Nußbaum vor der Haustür sitzen.

„Sag, Opa, warst du eigentlich schon einmal im Wasser!“ ruft er ihm vergnügt zu.

Da schmunzelt der Opa und sagt: „Aber natürlich, ich bin sogar schon einmal beinahe ertrunken. Damals ging ich gerade im ersten Jahr zur Schule. Das Schwimmen war noch nicht so Mode, aber am Wasser haben wir damals genau so gerne gespielt wie ihr Bengel heute auch. Da haben wir immer unsere Schiffelein schwimmen lassen, die wir uns aus Papier gefaltet oder aus Kiefernrinde geschnitzt hatten. Als ich da einmal so recht mitten im Spielen war, bin ich ausgerutscht und plumps lag ich schon mitten drin. Die andern Buben haben alle geschrien und ich natürlich am meisten! Wenn da nicht gerade Nachbars Knecht herbeigelaufen wäre und mich herausgezogen hätte, wäre ich gewiß ertrunken. Was dann kam, kannst du dir ja wohl denken: das Büblein hat getropfet, der Vater hat's geklopft zu Haus.“ „Was, Großvater“, staunt Herbert, „bis zum Hahnenbach seid ihr damals schon gelaufen mit sechs Jahren?“

„Wieso“, meint Opa, „das brauchten wir doch gar nicht, das war mitten im

Dorf."

Da muß Herbert aber lachen: „Jetzt schwindelst du aber ganz schwer, im Dorf ist doch gar kein Wasser!"

„Ei, du kleiner Schlauberger", lacht da der Opa, „hast du denn noch nicht gesehen, wie die Leute jetzt auf dem Gemeindeplatz ihre Fässer füllen, um den Gemüsepflanzen auf dem Felde Wasser zu geben?" Natürlich, die „Wäsch", die kennt er gut, aber die ist doch zu, an den beiden Löchern mit den Eisendeckeln kann man doch keine Schiffelein schwimmen lassen, und hineinfallen kann man da schon gar nicht. Großvater sieht an Herberts Gesicht, was der denkt. Er zieht noch einmal an seiner langen Pfeife und dann erzählt er:

„Hast du dir denn noch keine Gedanken darüber gemacht, warum das Wasserloch die „Wäsch" heißt? Das war nämlich früher ein schönes gemauertes Wasserbecken, so groß wie unsere große Stube und ging auch genau so tief in die Erde hinunter. Darin haben früher die Leute ihre Wäsche ausgewaschen. Außen herum ging eine Mauer, die war fast so hoch wie unser Gartenzaun. Durch eine schmale Tür konnte man hinein. Da stand man vor dem Wasser, über das zwei dicke breite Bretter gelegt waren. An der anderen Seite ging sogar eine schöne Treppe ins Wasser hinab. Wenn deine Großmutter Waschtag hatte, kochte sie ihre Wäsche hier im Hof in einem großen Kessel mit Wasser und weißer Holzäsche, denn Waschpulver gab es damals noch nicht, und die Seife war uns viel zu teuer. Dann wurde alles tüchtig durchgewaschen, und auf ging's damit zur „Wäsch" zum Nachspülen, wie du es manchmal heute noch am Hahnenbach sehen kannst. Die Kleider und Tücher wurden dann auf die Bretter gelegt und tüchtig geschwenkt, gespült und mit ‚Plauel‘ und Stock geklopft, bis die scharfe Aschenlauge alle heraus war. Wir Jungen haben natürlich immer gewartet, bis jemand vergaß, die Türe wieder zuzumachen, damit wir unsere Schiffelein schwimmen lassen konnten. Sicherlich kannst du dir das alles gut vorstellen."

„Ja, schon", meint Herbert, „aber eine dumme Wäscherei war das doch! Waschen mit dreckiger Asche, Schlagen und Klopfen, daß die Fetzen fliegen und dann auch noch ins Dorf damit, wo's doch daheim so schön geht!"

„Oho", versetzte der Großvater, „Aschenlauge wäscht prima; im letzten Krieg hat deine Mutter noch deine Windeln damit gewaschen. Früher waren die Stoffe auch viel fester und stärker als heute, das war alles selbstgemachtes Leinen, wie es oben noch in Großmutter's Schrank liegt. Eine Wasserleitung gab's damals auch noch nicht. Hättest du das viele Wasser vielleicht aus dem Brunnen da drüben alle hochgezogen wenn überhaupt so viel drin gewesen wäre? Als dann später die Wasserleitung gebaut wurde, waren die Leute auch gleich alle so schlau wie du und machten alles zu Hause. An die „Wäsch" gingen nur noch die Buben. Eines Tages kamen die Maurer, rissen die Mauer ein und machten mit Eisenstangen und Zement eine feste Decke drüber.

Nun liegt unsere gute alte „Wäsch“ vergessen unter der Erde. Wagen fahren drüber, und Kinder spielen auf ihr. Nur wenn der Sommer ganz heiß wird oder ein Brand ausbricht, dann denkt man noch an sie.

Wenn du noch mehr wissen willst, mußt du deine Oma fragen, und wenn du mal eine „Wäsch“ sehen willst,, dann mußt du nach Bergen gehen, dort sind sogar noch zwei."

Die alten Wasserschleifen im Fischbachtal

Im Fischbachtal, zwischen den Dörfern Fischbach und Niederwörresbach, standen früher viele Achatschleifen, in denen die Schleifer aus Fischbach, Niederwörresbach und Gerach arbeiteten. Diese Schleifen waren einstöckige Häuser mit großen Fenstern und Wasserrädern. Bis vor 25 Jahren ungefähr waren noch viele von ihnen in Betrieb. Heute sind sie verfallen. Man sieht von ihnen nur noch einige Mauerreste, die von Hecken überwuchert sind. Wer das schöne Fischbachtal hinaufwandert, sieht kaum noch etwas davon.

Hier war aber damals reges Leben und Treiben. Nicht weit von Fischbach entfernt stand die Brühlschleife, dann kamen die Purperschleife und das Eulennest. Wahrscheinlich hieß sie so, weil in den Schluchten des Fischbachtals die Eulen sich gern aufhalten. Daher kommt es wohl auch, daß die Fischbacher bei den Bewohnern der Umgebung „Eulen“ genannt werden.



Inneres einer Achatschleife

Weiter am Bach hinauf lag die Bauernschleife. Man erzählt, daß die Schleifer dieser Schleife gern ein Glas Bier tranken und dann mit den leeren Bierfässern einen Ring um ihre Werkstatt bauten. Erst wenn dieser

vollständig war, durfte die Brauerei die Fässer abholen. Andere lustige Namen waren die Kaulschleife, die Keuelwiesen, der Maiskarren, die Krön, der Afer und die Uhligmühl. Von diesen alten Schleifen ist nur noch eine erhalten, es ist die Geracher Mühle. Wo von der Talstraße der steile Weg nach Gerach abbiegt, liegt sie am Bache. Früher soll darin Mehl gemahlen worden sein. Heute noch treibt ein Schleifer hier sein altes Handwerk. Das Wasserrad dreht sich noch wie vor hundert Jahren, und drinnen laufen die großen Schleifsteine rund. Die Schleifer liegen auf langen Stühlen und schleifen Achatkugeln. Manchen Spaß gab es in den alten Schleifen. Gerne wurde gefeiert und getrunken. Und wenn Besuch kam, der nichts spenden wollte, erhielt er beim Ausgang einen Guß Wasser auf den Kopf. Die Geracher Mühle ist noch der letzte Zeuge aus der Zeit der Wasserschleifen. Wie lange sie noch stehen und das große Wasserrad sich noch drehen wird?

Die Fischbacher Kupferförderung

Bedeutungsvoll für die Gemeinde Fischbach war das alte Kupferbergwerk im Hosenbachtal. Da die Gemarkung durchweg steile Berghänge hat, wo nur zähe und harte Arbeit dem Boden einen kargen Ertrag abringen können, ist wohl das Auffinden von Kupfererzen mit ein Grund zur Ansiedlung gewesen. So ergibt es sich, daß der Ort als ein altes Bergmannsdorf anzusehen ist. Es ist erwiesen, daß schon sehr früh, etwa um 1400, nach Kupfer gegraben wurde. Ein alter Bericht gibt uns Kunde über diese Kupfergewinnung.

Wenn die Erze zutage gefördert werden, sind es noch Steinmassen, in denen die edlen Teile in größeren oder kleineren Mengen, je nachdem das Erz grob, fein, arm oder reich ist, verborgen sind. Um die Erze von der anhaftenden Erde zu reinigen, werden diese Massen unter die Pochwerke gebracht und so lange gestampft, bis sie das dazu geleitete Wasser in Schlamm verwandelt und weggespült hat. Größere Erdlöcher nehmen den Schlamm auf, die schweren Teile setzen sich und die leichte Erde mit dem Wasser fließt ab. Die sich nun abgesetzte Masse wird auf Waschherde gebracht und von Kindern, die arbeitend am Herde auf und ab gehen, verdünnt. Durch weiteres Bewegen und Verdünnen durch Wasser, das über den ganzen Herd hinfließt, wird die Erde schließlich ganz weggeschwemmt und das schwere Erz allein bleibt liegen. Mehrere dieser Waschherde, je nach der Jahreszeit mehr oder weniger gegen die Witterung geschützt, stehen unter einem Dache.

Das Erz kommt dann in Öfen, deren Feuer wie bei Eisenschmelzöfen durch Gebläse unterhalten und geschmolzen wird. Nach dem Erkalten bringt man den sogenannten „Kupferstein“ in einen Rostofen, der durch Holzfeuer von neuem erhitzt wird. Dabei reinigt er sich von den sprödemachenden Teilen, wie Schwefel, Arsen usw. durch Abrauchung. Aus diesem Rostfeuer gelangt der Kupferstein in ein drittes Feuer, auch durch Gebläse getrieben, aus welchem er dann unter der Benennung „Schwarz Kupfer“ auf den Garherd in das vierte Feuer kommt und hier seine letzte Reinigung erhält. Nach einem Aufguß von Wasser wird durch einige Handgriffe des

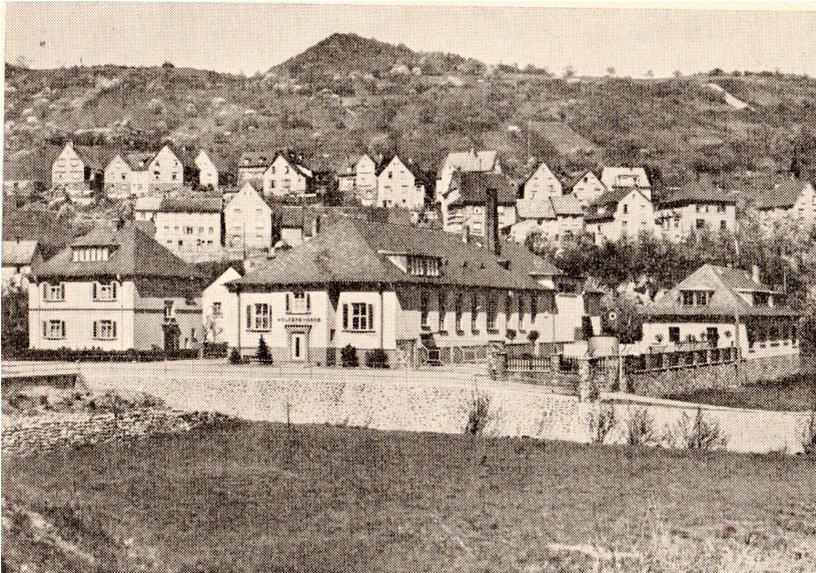
Schmelzers das Garkupfer in dünnen Scheiben aus dem trichterförmigen Herde genommen. Erkalte, ist es dann Kaufmannsgut.

Wir besuchen die Molkerei Fischbach/Nahe

Komm mit mir über die Nahebrücke bei Fischbach, und dann stehst du gleich vor der Molkerei Nahe. Zwei schöne Rasenflächen mit Blumenbeeten zieren den Eingang über den Fischbach, der hier in die Nahe mündet. In zwei langgestreckten Gebäuden, die hellgrün gestrichen sind, ist die Molkerei untergebracht, daneben steht das Wohnhaus für den Molkereiverwalter.

Schon ganz früh am Morgen beginnt hier die Arbeit. Von allen Seiten her kommen die Milchautos mit den gefüllten Kannen heran. Viele tausend Liter werden an jedem Tag geliefert. Dann beginnt ein großer Lärm, wenn die Kannen abgeladen und in die Halle hineingebracht werden. Dort werden sie geleert, die Milch wird gewogen, und die Kannen werden wieder gereinigt. Sie werden mit Buttermilch oder Magermilch gefüllt, Butter und Käse werden aufgeladen, dann treten die Milchautos den Heimweg in die Bauerndörfer an.

Hier in der Fischbacher Molkerei wird in sauberen Maschinen gute Butter hergestellt, und auch der Käse ist überall bekannt und beliebt. Andere Autos fahren mit Milch, Butter, Käse und Rahm nach den Städten Idar Oberstein und Kirn. Dort werden die Milcherzeugnisse in den Läden verkauft.



Molkerei in Fischbach

Die Molkereiarbeiter sind mit weißen Jacken und Mützen bekleidet und tragen hohe Gummistiefel; denn bei der harten Arbeit wird viel Wasser

verbraucht. Den Bäuerinnen aber wird durch die Molkerei viel Arbeit erspart, besonders im Sommer, wenn auf dem Dorf die Ernte im Gang ist. Der Bauer bekommt auch von der Molkerei immer einen guten Preis für seine Milch und erhält täglich frische Butter in sein Haus.

Besuche auch einmal mit deinen Eltern oder mit der Schule die Molkerei in Fischbach/Nahe.

„Es klappert die Mühle am rauschenden Bach“

(Die Mühlen unsrer Heimat.)

In den engen Tälern unserer Heimat findest du überall Mühlen, die den Bauern das Getreide mahlen. Vom Bärenbach bis hin zum Heimbach, vom Söterbach zum Fischbach weist die Karte des Kreises Birkenfeld das Zahnrad, das Zeichen der Mühle, auf. In früheren Zeiten hat das größte der Mühlenräder, das Wasserrad, sie schon von weitem erkennen lassen. Es war außen am Hause angebracht. „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach,“ erzählt uns das bekannte Volkslied. Andere Lieder, viele Märchen und manche Sprichwörter singen und sagen von ihnen.

Sie heißen nach ihren jetzigen oder früheren Besitzern, wie die Fickertsmühle, nach dem Orte, wo sie stehen, wie die Lochmühle, oder nach einem anderen besonderen Kennzeichen, wie die Felsenmühle. Manchmal liest du in grauem Stein über dem Eingang eine verwitterte Jahreszahl.

So steht im Fischbachtale die Lindenmühle mit der Jahreszahl 1597. Sie sagt dir wohl das Baujahr des Gebäudes an. Was mag es in diesen 350 Jahren seines Lebens alles gesehen und mitgemacht haben? Landauf und landab gibt es solche Mühlen in den verschwiegenen Tälern unsrer schönen Heimat.

Hast du dir in deiner Umgebung solch eine Mühle einmal genauer angeschaut? Heute sind die riesigen Wasserräder an der Außenseite seltener geworden. Im Innern des Hauses eingebaute moderne Wasserräder, Turbinen genannt, werden von den fleißigen Bächen in schnelle Umdrehung versetzt. Diese treiben wiederum das mächtige Räderwerk. Bei niedrigem Wasserstand benutzen heute die Müller auch die Kraft des elektrischen Stromes zum Antrieb. Manches dieser alten Häuser ist ein ganz fortschrittlicher Betrieb geworden. Geheimnisvoll mutet er dich an mit den seltsamen Geräuschen in seinem Innern.

Wenn du das nächste Mal in deinen Ferien mit dem Onkel zur Mühle mitfahren darfst, bleibst du nicht wieder draußen beim Fuhrwerk stehen. Dann gehst du sicherlich mit in dieses Haus, wo aus euerm Korn und Weizen weißes Mehl gemahlen und der Hafer geschrotet wird. Von kundiger Hand geführt, steigst du einmal in die vielen Stockwerke.

Wie von unsichtbaren Kräften gedreht, bewegen sich die Räder mit mächtigem Schwunge im Dunkel des Kellers. Eintöniges, hölzernes Klappern übertönt das Surren und Schwingen der Räder. Viereckige

Schächte kommen aus der Decke. Sie leiten das Mahlgut an den richtigen Platz. Da ein dunkler Schatten huscht um den Pfeiler! Eine Ratte, die sich im feuchten Gewölbe unter dem Hause wohl fühlt.

Über eine alte, enge Treppe steigst du erleichtert empor und freust dich wieder über das helle Tageslicht, das durch große Fenster hereinfällt Wuchtig stehen da die Walzenstühle. Dicke, pralle Säcke warten auf den Augenblick, wo ihr Inhalt in den Bauch des unersättlichen Trichters geschüttet wird. Die goldenen Körner verschwinden in unsichtbaren Kanälen. Sie werden über die Reinigung, über die Spitz und Schälmaschine und über all die anderen geheimnisvollen Apparate weitergeleitet.

Schon im nächsten Stockwerk staunst du über den mehlbestaubten Müller, wenn er aus dem großen Trichter seine Doppelzentnersäcke füllt. In einer Ecke hat sich ein hoher Berg Kleie aufgehäuft. Was hat wohl jener runde, metallene Behälter zu bedeuten? Bis zur Decke reicht er. Auch hier laufen die hölzernen, viereckigen Schächte von der Decke bis zum Boden mit ihren Abzweigungen.

Du folgst dem Müller zaghaft weiter; denn nun sieht es wirklich gefährlich aus. Der Plansichter rüttelt und schüttelt sich in unermüdlichem Eifer. Mit seinen seidenen Sieben sichtet er die Mehlsorten. Aber ihm darfst du nicht zu nahe treten! Ein Stoß von seinen harten Rippen gibt böse, blaue Flecken! In einer anderen Ecke quietscht und knirscht die Spitz und Schälmaschine. Vorsichtig folgst du deinem Führer durch das Gewirr von flinken Riemenscheiben, langen, breiten Lederriemen und stöhnenden Maschinen.

Ein eindringliches Lied der Arbeit tönt hier bis unter das Dach. Tag und Nacht haben die Räder keine Ruhe. Brauchen die Walzenstühle ihren Herrn, so geben ihre Klingeln durchdringendes Signal. Auch bei Nacht holen sie ihn aus dem Bette. „Bei Tag und bei Nacht ist der Müller stets wach“. Treppauf, treppab!

Hast du dir schon einmal Gedanken gemacht über diesen Weg eures Kornes und Weizens zum knusperigen Brot und Sonntagskuchen? Gelt, so gut wie heute haben die Butterbrote noch nie auf dem Heimwege geschmeckt. Der Großvater kann deine Fragen gar nicht alle beantworten.

Von der Dorflinde und vom alten Fischbach

Heute besuchen wir einmal das alte Fischbach. Du mußt von der Nahebrücke aus durch das lange Dorf wandern, an der Kirche vorbei. Dann bist du bald am „Hiewel“ angelangt, der im Oberdorf liegt. Das ist eine kleine Anhöhe, die mit Eichen und Linden bepflanzt ist. Hier wohnten in kleinen Häusern früher die Bergleute; denn Fischbach war vor vielen hundert Jahren ein Bergmannsdorf. Eine schmale Straße nennen die Fischbacher heute noch die Brudergasse. Im nahen Hosenbachtal wurde von den Bergleuten Kupfer gegraben. Hier im alten Fischbach steht auch das älteste Haus des Dorfes, die Lindenmühle. Sie heißt so, weil sich vor dem Haus eine hohe Linde erhebt, die sicher schon 200 Jahre alt ist. Die Mühle

selbst hat wohl ein Alter von 300 Jahren. Um das Jahr 1800 wohnte in dieser Mühle der Hauptmann Caesar. Er war auch Bürgermeister und hat für das Bergwerk, für die Landwirtschaft und den Weinbau viel getan. Damals wurde in Fischbach nämlich noch Wein angebaut. Heute noch heißt der Berghang über dem Dorf „Im Wingert“, und die Straße dort hat den Namen „Wingertstraße“.

Im alten Fischbach haben sich noch vor 50 Jahren die Männer des Dorfes zum Feierabend am „Hiewel“ versammelt. Sie saßen da auf Balken und erzählten Geschichten. Zu diesen Plauderstunden gesellte sich gerne der Heimatdichter Friedrich Boor. Er hat in einem Büchlein viele schöne Gedichte in Fischbacher Mundart geschrieben, die heute noch gerne gelesen werden. Lies einmal, wenn du größer bist, einige davon!

Die Abtei

Zur Abtei zählt man heute noch die Dörfer Gerach, Hintertiefenbach, Göttschied und Regulshausen. Vor mehr als fünfhundert Jahren gehörten noch die Dörfchen Höhweiler und Reisberg dazu. Sie sind aber um 1500 herum aus unbekanntem Gründen untergegangen. Wo sie lagen, sagen uns die Flurnamen „In Höhweiler“ und „Auf Reisberg“. Grundherr war seit 950 der Abt von Mettlach. Hierin liegt die Erklärung für die Herkunft des Namens Abtei. In den sechs Orten gab es 32 Höfe, die alle 36 Morgen groß waren. Der Abt konnte wegen der Entfernung nicht oft dahin kommen. Er setzte daher vier Gehilfen ein. Sie waren von Abgaben an den Grundherrn (Abt) befreit und wurden daher Freibauern, ihre Höfe Freihöfe genannt. Letztere waren durch einen Adler gekennzeichnet und galten als Freistätte für die Verfolgten. Sobald der Verfolgte das Hoftor durchschritten hatte, war er frei. Die Freibauern mußten dafür sorgen, daß die Fruchtabgaben im Herbst rechtzeitig und vollständig nach Mettlach gebracht wurden. Jeder Höfer hatte sechs Faß Hafer zu liefern. Er brachte sie zu seinem Freihofbauern. Der ließ in jeden Maltersack acht Faß einfüllen und erhielt so von seinen sieben Höfern fünf Säcke voll und zwei Faß. Das reichte gerade für eine Karrenladung. Dazu kam noch Futter für die zwei Kühe, Brot und Rauchfleisch für den Fuhrmann. An einem frühen Morgen sammelten sich die vier Karren unter Führung der Freibauern in Regulshausen, wo der bewaffnete Schultheiß hoch zu Roß sie erwartete. Er führte sie hinab zur Göttenbach und dann zum Algenrodter Berg. Hier blieben zwei Karren unter Bewachung zurück, denn jede Fuhr mußte mit vier Kühen bespannt werden. Der steile Berg machte den Tieren, die im steifen Joch gingen, viel zu schaffen. Dann ging es über Birkenfeld zum Primstal und zur Saar. Nachdem die Freibauern die Frucht auf dem Speicher des Abtes abgeladen und die sechs Schilling für jeden Hof in der Kellerei gezahlt hatten, traten sie auf demselben Weg die Rückfahrt an. Entkräftet kamen die Tiere daheim an. Eine Woche waren sie unterwegs.

Der Abt konnte in schlimmen Zeiten seine Untertanen auf der Abtei nicht

schützen. Daher schloß er mit dem Grafen von Sponheim, dem Gut und Schloß Herrstein gehörten, einen Vertrag ab, wonach dieser bei Geurech (Gerach) einen Hof erbaute, als Sitz für seinen Abteischultheiß, der den Herrsteiner Vogt bei seiner Arbeit unterstützen sollte. Dieser kam eines Tages mit seinem Knecht und einem Hund zum Ding (Gericht). Er ritt zum Freihof. Der Bauer führte ihn ins Haus und ließ Essen auftragen für den Herrn und den Knecht. Die Pferde wurden im Stall eingestellt und bekamen Heu und Hafer. Auch der Hund wurde gefüttert. Danach kam der Abteischultheiß und führte den Herrn zur Dorflinde, wo er mit sieben Schöffen Gericht hielt über zwei Höfer, die in Streit geraten und sich blutig geschlagen hatten. Der Angreifer erhielt eine Geldstrafe von 12 Albus, wovon der Vogt vier und der Abt 8 Albus erhielt. Dann stiegen die Herren zu Pferd und ritten zur Fichte bei Höhweiler, wo der Vogt mit 14 Schöffen ein Hohes Gericht über einen Verbrecher halten wollte. Schwerverbrecher wurden auch in Herrstein gerichtet. Wenn sie auf der Abtei eingefangen wurden, sperrte sie der Schultheiß drei Tage „in den Berg“ (vielleicht ein alter Stollen) und brachte sie dann unter Mithilfe der Freibauern zur Wahlenbach, wo sie der Vogt abholte. War dessen Bedeckung schwach, mußten die Abteileute bis Herrstein mitgehen. Für diesen Schutz, den Schultheiß und Vogt der Abtei gewährten, mußten die Bauern jährlich 18 Malter Schirmhafer nach Herrstein liefern. An den Schultheiß hatte jeder Freibauer außerdem ein Malter Korn, ein Malter Hafer und drei Schilling abzuführen.

Zum Abschluß noch ein trübes Bildnis aus jener Zeit:

In einem der Höfe war ein Bauer lange Zeit krank. Das Feld konnte nicht mehr richtig bebaut werden. Der Viehbestand ging zurück. Die Armut hielt auf dem Hofe ihren Einzug. In dieser Notzeit starb der Bauer, und die Bäuerin stand mit den kleinen Kindern hilflos da. Und da kam der Freihofbauer und erklärte, daß er nach altem Recht die beste Kuh dem Abt zuführen müsse. In ihrer Verzweiflung verriegelte die arme Frau die Stalltür. Nun erschien der Schultheiß mit dem Freibauern, ließ die Tür aufbrechen und führte die Kuh weg.

Bis 1561 blieb die Abtei bei Mettlach. Da verkaufte der Abt Landtwein Land und Leute an die Erben der Sponheimer für 600 Taler. Von da ab sind die Abteileute Sponheimer Untertanen, aber der Name Abtei ist geblieben.

Wanderziele im Amt Herrstein

1. Hahnenbachtal unterhalb Bundenbach:

Rudolfhaus, Schiefergruben, Burgruine Schmidburg.

2. Herrstein:

mittelalterliche Bauwerke und Befestigungen.

3.Fischbach:

alte Kupfergruben im Hosenbachtal, Ringwall auf dem Bremerberg.

4.Asbacherhütte:

früher Eisenhütte, jetzt Anstalt der Inneren Mission, in der Nähe alte Mühlen und Sägewerke.

5.Mörschieder Borr: Naturschutzgebiet, Quarzitfelsengebilde

6.Wildenburg:

Burgruine, vorgeschichtlicher. Ringwall.

7.Hoher Fels bei Katzenloch :

alte Felsbefestigung über der Talenge.

8.Talschlucht zwischen Katzenloch und Kirschweiler Brücke:

Enge Steilschlucht, Naturschutzgebiet.

9.Kirschweiler Festung:

umfangreiche Quarzitfelsen, frühgeschichtliche und mittelalterliche Versammlungsstätte, Naturschutzgebiet.

10.Ringskopf:

gut erhaltener, frühgeschichtlicher Ringwall im Forstrevier Kirschweiler, Naturschutzgebiet.

11.Steinkaulenberg bei Idar:

alte Achatgruben.

12.Abtei und Ballenhübel:

Heidelandschaft zwischen Idar und Fischbach, Aussichtspunkt in das Nahetal zwischen Fischbach und Oberstein.

Die Sage von der Felsenkirche in Oberstein

Vor vielen hundert Jahren stand oben auf dem Berg, in den die Felsenkirche gebaut ist, eine Burg. Dort wohnten zwei Brüder, Wyrich und Emich. Wyrich, der ältere der beiden Brüder, war ein finsterer, jähzorniger Mann; Emich aber war jung und schön und zu allen lustigen Dingen aufgelegt. Bei allen Leuten war Emich beliebt, denn er war freundlich zu jedermann, während sich Wyrich mit niemand vertragen konnte. Scheu gingen die Knechte aus dem Wege, wenn ihnen der finstere Mann begegnete.

Eines Morgens stand Emich im größten Zimmer der Burg am Fenster, hoch über dem Tal, das von der Morgensonne überflutet war. An sein Bein schmiegte sich die schön gefleckte Burgkatze, sein Lieblingstier, und schnurrte behaglich. Sehnsüchtig schweifte sein Auge hinüber zur Winterhauch, wo hinter dem Walde die Lichtenburg lag. Dort stand das schöne Schloßfräulein, Berta von Lichtenburg, wohl auch jetzt am Fenster und spähte nach ihm aus. Oft war Emich diesen Sommer schon zur Lichtenburg geritten. Er liebte Berta und wollte sie bald als Frau

heimführen. Die Eltern Bertas waren auch mit der Heirat einverstanden, nur sein Bruder Wyrich wollte es nicht zugeben. Die Leute erzählten, er selbst wolle das schöne Fräulein von Lichtenburg heiraten.

Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen, und Wyrich trat ins Zimmer. Noch finsterner als gewöhnlich war sein Aussehen. Laut fuhr er den Bruder an: „Was stehst du hier und träumst am hellen Morgen? Du würdest besser nach den Knechten sehen, damit sie ihre Arbeit sorgfältig machen.“ „Warum bist du so wütend?“ fiel ihm Emich in die Rede, „sieh, wie schön die Welt draußen ist: Die Sonne lacht vom Himmel, die Vögel singen, alles ist voller Freude und Lust. Das ist so recht ein Tag, um froh zu sein und andere fröhlich zu machen. Laß mich hinüberreiten zur Lichtenburg, du weißt, daß ich das Fräulein lieb habe und es zu meiner Frau machen will.“ Bei diesen Worten wurde Wyrich bleich vor Zorn. „Niemals werde ich dir das erlauben, ich selbst will Berta zur Frau nehmen.“ Da lachte Emich laut auf: „Sie wird dich finsternen Mann nie und nimmer heiraten, sie fürchtet sich ja vor dir“.

Wyrich ergriff der Jähzorn, als er seinen Bruder so reden hörte. Furchtbar wurde sein Gesichtsausdruck. Er packte Emich und stürzte ihn in seiner Wut zum Fenster hinaus in die Tiefe, wo er auf einem Felsvorsprung unter der Burg zerschmettert liegen blieb.

Laut weinten und klagten die Bewohner der Burg um den Tod des geliebten Emich. Der Mörder aber war nirgends mehr zu finden; heimlich hatte er die Burg verlassen und war in die Fremde gezogen. Jahrelang wanderte er umher, ohne Ruhe zu finden. Immer stand das Bild seines gemordeten Bruders vor seinen Augen. Das scheuchte ihn von Ort zu Ort. So klopfte er eines Abends an die Pforte des Klosters Disibodenberg und bat um Unterkunft für die Nacht. Dem Abt des Klosters beichtete er die Tat und erzählte ihm von seiner Reue und von seinem ruhelosen Wandern. Da gebot ihm der Abt: „Baue zur Sühne an die Stelle, wo dein Bruder zerschmettert lag, eine Kirche, und du wirst erlöst werden!“ Am nächsten Morgen machte sich Wyrich auf die Heimreise. Unermüdlich wanderte er, bis er seine Burg wieder erreicht hatte.

Ungesäumt machte er sich an sein Werk. An der Stelle, wo Emichs Leiche gefunden worden war, brach er die Steine aus dem Felsen, bis genug Raum für ein Kirchlein vorhanden war. Dann kamen die Bauleute, und es wurde sofort mit dem Bau begonnen. Tag und Nacht war Wyrich bei der Arbeit, bis endlich das Kirchlein vollendet war. Am nächsten Sonntag kam der Abt von Disibodenberg, derselbe, der Wyrich den Bau geraten hatte, und weihte das Kirchlein im Felsen ein. Als er das Schlußgebet sprach, sank Wyrich in der Kirche tot zu Boden; er hatte endlich Ruhe und Erlösung von seiner Tat gefunden.

Ein Gang über das alte und das neue Schloß

„Heute mittag machen wir einen Spaziergang über das alte und das neue Schloß," sagt der Lehrer, als die letzte Morgenstunde zu Ende ist, „wir wollen uns einmal ansehen, wo die Ritter und Knappen, von denen wir schon so oft erzählten, bei uns gewohnt haben." „Gehen wir auch in den unterirdischen Gang?" meint Karl. „Den gibt es ja gar nicht mehr," erwidert Fritz. Aber Karl ruft: „Doch, mein Großvater hat mir erzählt, als die Häuser in der Genossenschaftsstraße gebaut wurden, hat man ihn gefunden. Er ist bis an den ‚Teich‘ beim Platz auf der Idar gegangen, mein Großvater hat ihn selbst gesehen." „Darüber werden wir uns heute mittag unterhalten, dann könnt ihr alles erzählen, was ihr schon von der Burg wißt," sagt der Lehrer. Nun stürmen wir die Treppe hinunter und laufen schnell nach Hause.

Nachmittags um zwei Uhr treten wir an der Schule an, marschieren über den Marktplatz und steigen die Treppen zur Felsenkirche hinauf. Pustend stehen wir vor der Kirche still; es sind doch viele Treppenstufen heraufzusteigen. Dann recken wir die Hälse in die Höhe, um nach der alten Burg zu schauen, die sich steil über uns erhebt. „Da hinauf konnte niemand steigen, wenn die Burg belagert wurde", sagt Paul, „die Feinde mußten schon von der anderen Seite herankommen. Auch das neue Schloß konnte niemand von unten her erreichen."

Fröhlich geht es den Weg durch die Anlagen hinauf. Vor dem Kriegerdenkmal stehen wir noch einmal still und lesen die Namen der im Kriege 1870 gefallenen Obersteiner. Dann geht es Weiter auf die alte Burg. „Seht einmal den tiefen Graben, durch den wir soeben gehen", macht uns der Lehrer aufmerksam, „der ist doch von Menschen in den Berg gehauen worden." „Ich weiß es," ruft Dietmar, „das war der Burggraben, über den führte die Zugbrücke." „Richtig," sagt der Lehrer, „wenn die Feinde die Burg belagerten, wurde die Zugbrücke in die Höhe gezogen, dann konnten sie auch nicht von der Bergseite an die Burg heran. Außerdem waren hier die dicksten Mauern, das kann man noch sehen, und so war unsere Burg sehr gut geschützt. Aber ich will es euch jetzt schon verraten, die beiden Burgen sind niemals belagert worden. Das alte Schloß ist im Laufe der Zeit zerfallen, und das neue ist abgebrannt."

Vom alten Schloß schauen wir hinunter auf die Stadt. Wie klein erscheinen da die Häuser, Menschen und Wagen, wenn man von so hoch oben herabblickt. Es kann einem ordentlich schwindelig werden, wenn man nahe an die Mauer tritt. In den Felsen ist das Wort „Petersruh" gehauen. „Das war der Lieblingsplatz des alten Großherzogs Peter, deshalb hat die Stelle diesen Namen," erklärt unser Lehrer. Dann gehen wir auf die andere Seite der Burg, wo in der Mitte der Bergfried steht, dort wo manchmal noch (eine Fahne zu sehen ist. Von hier führte auch ein unterirdischer Gang ins Tal, ins Gebück, ein altes Häuserviertel, das man dort unten sieht. Da ist auch noch ein Stück der alten Stadtmauer, die von beiden Seiten der alten Burg um das Städtlein führte. „Hier könnt ihr sehen, wie es früher gewesen ist, als die

Mauern noch standen", sagt der Lehrer und zeigt uns ein Bild, worauf Oberstein abgebildet ist, so wie es vor über 300 Jahren war. Wir müssen laut lachen. Das sind ja nur ein paar Häuschen. Nicht viel größer ist das ganze Städtlein als der Marktplatz von heute, und drüben über der Nahe sind noch gar keine Häuser. Aber die Stadtmauern sind noch ganz zu sehen mit den beiden Türmen an der Nahe. Dort waren die alten Stadttore. Am schönsten ist aber doch auf dem Bild das neue Schloß, viel größer als das alte, auf dem wir jetzt stehen. Fünf Türme hat es gehabt und mehrere Häuser, das sieht man ganz deutlich. Auch der Weg ging früher ganz anders dort hinauf

Wir eilen nun, daß wir auf das neue Schloß kommen. Wie ordentlich sieht es jetzt hier aus, nachdem wieder alles instand gesetzt ist! Eine Springbrunnenanlage ist da. Auf steinernen Bänken läßt es sich gut ausruhen. Am Eingang bestaunen wir die Wappen; aber wir halten uns nicht lange auf dabei. Vor uns steht der Bergfried, mitten in der Burg. Unser Lehrer muß sich bücken, als er durch die niedere Tür hindurchtritt, wo man noch die alten Eichenpfosten sieht. Wie lange ist es schon her, daß sie da hineingebaut worden sind! Auf den Bergfried kann man nicht mehr hinaufsteigen, weil es zu gefährlich ist; aber man erkennt noch die gewundene Treppe, die hinaufführt. Neben dem Turm ist ein großer Torbogen. Das war sicherlich einmal die Tür zum Rittersaal. Wie dick sind die Mauern der Burg! Viele Maurer mußten da arbeiten in der gefährlichen Höhe, bis der große, stolze Bau vollendet war.



Alter Stich von Oberstein

Nun stürmen wir alle auf die andere Seite der Burg. Dort ist noch der große Schornstein. Wie hoch ist er, man kann kaum durch ihn hindurchsehen! Da konnte man ein ordentliches Feuer in den Kamin machen. Auch ein Erker

ist noch an einem Fenster. Von da hat man eine freie Aussicht auf das Tal.

„Hier wohnten die Grafen von Oberstein“, erzählt der Lehrer, „aber unser Schloß war doch keine von den vornehmen Burgen wie z. B. Schloß Dhaun bei Kirn. Die Zimmer waren nicht sehr groß, ziemlich niedrig und auch nicht fein ausgestattet. Die Dächer waren mit Stroh gedeckt. Als die Franzosen vor über 150 Jahren in unser Land kamen, wurde die Burg herrenlos. In den folgenden unruhigen Zeiten wohnten dann Leute von Oberstein darin. Als das Schloß abbrannte, bauten sie sich ihre Häuser außerhalb der Burg, wo ihr sie jetzt noch zum Teil sehen könnt. Mein Großvater hat mir oft davon erzählt, wie das Schloß abbrannte. Es war im Jahre 1855; er war selbst dabei. Das Feuer konnte nicht gelöscht werden; es gab ja damals noch keine Wasserleitung wie heute. Die Leute stellten sich in eine Reihe und reichten sich die Eimer voll Wasser von Hand zu Hand. Aber damit war das große Feuer natürlich nicht zu löschen, und so ist das ganze Schloß abgebrannt. Aber nun wollen wir an den Heimweg denken.“

Von außen betrachten wir uns die Burg noch einmal. Dann geht es die Schloßstraße hinunter nach Hause.

Im Heimatmuseum

Lieber Freund Karl!

Du wirst sicher schon lange auf eine Nachricht von meiner Reise nach Idar-Oberstein gewartet haben. Aber ich habe soviel Schönes in dem kleinen Städtchen erlebt und gesehen, daß ich zuerst gar nicht wußte, was ich Dir alles berichten sollte. Aber jetzt, da ich im Heimatmuseum war, weiß ich, daß ich Dir mit einer Besuchsschilderung wirklich soviel erklären kann, daß Du Dir schon ein Bild über die dortige Gegend machen kannst. Denke Dir, Du wärest bei mir, und ich dürfte Dich führen.

Zunächst kommen wir in eine Vorhalle, wo das Eintrittsgeld erhoben wird. Wir schauen uns rasch um. Da fällt uns gleich ein dicker Baumstamm auf. Versteinert ist er, 50 Millionen Jahre soll er alt sein, und 7 Ztr. wiegt das kaum 1 m hohe Stück. Aber die Jahresringe kann man ganz gut sehen.

Die beiden ersten Räume interessieren besonders die Mädchen. Sie können sich da alten und neuen Schmuck nach Herzenslust betrachten. Eine nett eingerichtete Goldschmiedestube hat mich sehr angezogen. Wie einfach unsere Urgroßeltern da gewohnt und gearbeitet haben. Stelle Dir vor, daß die Leute bei der Petroleumlampe arbeiteten und dazu noch ohne Maschinen. Ja, ja, die mußten sehr fleißig sein . . . Jetzt gehen wir aber einmal in den ersten Stock des Gebäudes. Was gibt es da alles zu sehen. Ich habe gar nicht gedacht, daß unsere Heimat so reich an schönen Steinen ist.

Aber weißt Du, wenn man die Edelsteine im Mittelsaal betrachtet, da muß man doch sagen: soviel handwerkliche Kunst und soviel Reichtum gibt es auf der Welt wohl kaum wieder auf einem solch kleinen Platz zusammengedrängt. Noch ganz benommen, geht es jetzt zur heimatlichen Tierwelt. Man glaubt, mitten im Wald zu sein, wenn man die riesigen Schaukästen betrachtet. Alles, was in unserer Heimat krecht und fleucht, hat hier sein Plätzchen gefunden. Ich habe da manches Tierlein gesehen, das ich sonst nur dem Namen nach kannte.

Das war für mich das Schönste vom ganzen Museum. Doch ich will Dich weiter führen. Es geht eine Treppe höher. Da sind im Aufgang Fenster aus Achat zusammengesetzt. Wie Kirchenfenster sehen sie in ihren bunten Farben aus.

Oben sehen wir herrliche Schieferversteinerungen aus Bundenbach und Gemünden. Unser Lehrer erzählte uns, daß diese Tiere vor 350 Millionen Jahren auf der Erde gelebt haben. Wenn ich solche Zahlen höre, wird mir ganz schwindlig; Aber wunderschön müssen jene Seesterne und Seelilien gewesen sein. Das sieht man ihren toten, versteinerten Leibern noch heute an.

Soweit reicht die Stadtgeschichte nicht zurück, obwohl wir uns ein Bild machen können, wie Idar-Oberstein vor 100, 200 und 300 Jahren ausgesehen hat. Meines Großvaters Haus, das heute schon lange nicht mehr steht, habe ich auch auf einem Bild gesehen. Darum habe ich mich sehr gefreut, daß man solche Dinge aufbewahrt hat.

Ich denke, daß mein Brief wenigstens den Wunsch in Dir erweckt hat, auch bald zu kommen und Dich von mir durchs Heimatmuseum führen zu lassen. Ich kann es schon gerade so gut wie die Großen.

Es grüßt Dich herzlich
Dein Peter.

Oberstein

Wir sahen das Kirchlein ragen, am jähren Fels erbaut,
und sahen die Wolken jagen ums Schloß, in Sturm ergraut.
Wir sahen die Hütten zagen, vom Felsen überschaut
Doch unser banges Grauen ward seliges Vertrauen.
Das Schloß ist längst verfallen mit Bollwerk, Turm und Tor;
das Kirchlein mit den Hallen steht prangend wie zuvor.

An den „Gefallenen Felsen“

von Idar-Oberstein

Wir befinden uns am Ausgang von Idar-Oberstein nach Nahbollenbach. Turmhohe Felsen steigen links von der Straße empor. Wir müssen kräftig den Hals recken, wenn wir bis oben hin schauen wollen. Tiefe, steile Rillen hat das Wasser in die Felswände gerissen.



Man nennt sie Kamine, weil sie so eng und steil sind wie eure Kamine zu Hause. Wer möchte da nicht einmal hinaufklettern! Die Obersteiner Buben machen es gern. Oben auf der Höhe kann man dann gut die kleinen Turmfalken beobachten. Die sitzen oft am Rande kleiner Felsennischen. Von dort aus können sie weithin ins Tal sehen. Ihre Nester bauen sie in die Nischen. Und bald ist dann die muntere Schar der Jungen flügge. Sie fliegen hierhin und dorthin und spielen miteinander.

Aber auch unten an der Straße ist allerhand zu sehen. Dort liegen einige mächtig große Felsblöcke. Sie sind so groß wie ein mittleres Haus. Es ist deutlich zu erkennen, daß sie von oben in die Tiefe abgerutscht sind. Die Fremden, die nach Idar-Oberstein kommen, fragen oft: „Wie mag es zugegangen sein, daß die Felsblöcke so heruntergerutscht sind?“

Nun, ich will es euch erzählen:

Zwölftausend Jahre ist es her. Damals gab es bei uns noch keine Dörfer. Die Straße, auf der wir stehen, war auch noch nicht gebaut. Nur selten kam wohl ein Mensch in unsere Gegend. Damals floß die Nahe dicht an den hohen Felswänden vorbei. Bei Hochwasser prallte ihr Wasser stark an die Felsen. So wurden diese unterspült. Man sagt, die Nahe schuf sich eine Hohlkehle. Weiter unterhalb an der „Preußisch Brück“ ist eine zu sehen. Sie ist aber noch nicht sehr tief.

Die hohen Felsen sind stark zerklüftet. Die Klüfte gehen senkrecht in die Felsen hinein. Von oben versickert bei Regen das Wasser in ihnen. Im Winter gefriert es. Dabei Sprengt das Eis die Felsen auseinander. Dann stürzen sie den Hang hinunter. Wenn aber eine Hohlkehle am Fuße der Felsen ist, dann können die abgesprengten Felsblöcke einfach den Hang hinunterrutschen.

Und so geschah es dann eines Tages, daß ein solcher Felsen ins Rutschen kam. Am Fuße der steilen Hänge blieb er einfach liegen, ohne zu zerschellen. Bald folgte ein zweiter und nach Jahren ein dritter. So ging das fort, bis der letzte Block abgerutscht war. Ein Teil der Blöcke zerbrach auch.

Da hatte die Nahe viele hundert Jahre zu tun, bis sie den Felsschutt wieder weggespült hatte.

Heute ist die Straße gebaut. Eine Mauer schützt sie gegen die anprallende Nahe. Jetzt kann das Wasser die Felsen nicht mehr unterhöhlen. Unter einem Felsen ist ein kleines Haus gebaut. Alle Leute bleiben stehen und wundern sich darüber. Es sieht aber auch gar zu putzig aus, das kleine Haus unter dem großen Felsen. Man könnte meinen, der große Felsen würde das kleine Häuschen zerdrücken. Neulich fiel ein großer Steinbrocken von oben auf das Dach. Beinahe wären Menschen dabei verunglückt. Ihr wollt wissen, wie man das kleine Hüttchen nennt. Die Leute haben ihr den Namen „Fuhrs Hütte“ gegeben. Wann sie gebaut wurde, weiß man nicht.

Die Sage vom Göttenbach Männchen

Oberstein und Idar waren in früherer Zeit zwei getrennte Ortschaften. Im Vergleich mit der heutigen Einwohnerzahl waren beide noch recht klein. Eine Landstraße mit dicken, alten Bäumen führte auf der linken Seite des Idarbaches von einem Ort zum andern. Wo heute das Stadthaus steht, war eine Brücke über den Göttenbach, ein kleines Bächlein, das aus der Felsschlucht von Göttschied herabfließt.

In der Nacht fürchteten sich die Leute, über diese Brücke zu gehen. Denn dort ging das Göttenbach-Männchen um. Es hatte in seinem Leben heimlich einen Grenzstein versetzt und dann die Tat unter Gottes Namen abgeleugnet. Nun war es verdammt, nachts als Geist an jener Stelle umzugehen. Beim Beginn der Geisterstunde sprang es dem ersten, der den Talweg herabkam, auf den Rücken und ließ sich von ihm über die Brücke bis zum Ort seiner bösen Tat tragen. Der Mann, durfte sich dabei nicht umsehen, sonst hätte ihm das Göttenbach-Männchen das Genick herumgedreht. Vor Angst in Schweiß gebadet, trug er es auf dem Rücken, bis es herabsprang.

Am Ende der Geisterstunde lauerte es auf einen, der von Oberstein heraufkam und ließ sich auf dessen Rücken wieder über den Göttenbach zurückschleppen; denn wenn es Tag werden will, müssen alle bösen Geister weichen.

Der Galgenberg oder Steinkaulenberg

Wir gehen auf den Steinkaulenberg, der mitten im Idarbanne liegt. Er ist ein vulkanischer Bergrücken, der von Siesbach aus quer durch den Idarbann verläuft und in Oppenklepp steil zum Idarbach abfällt. Oben auf dem Berg stoßen die Gemarkungen Algenrodt, Mackenrodt, Tiefenstein und Idar zusammen. An dem gemeinsamen Grenzstein stand einst der Galgen für den Idarbann. In alter Zeit wurde dort Gericht gehalten. Der Amtmann von Oberstein und die Gerichtsschöffen aus den Dörfern des Idarbannes hielten das Gericht. Die Dörfer mußten Bänke, einen Gerichtsstuhl für den

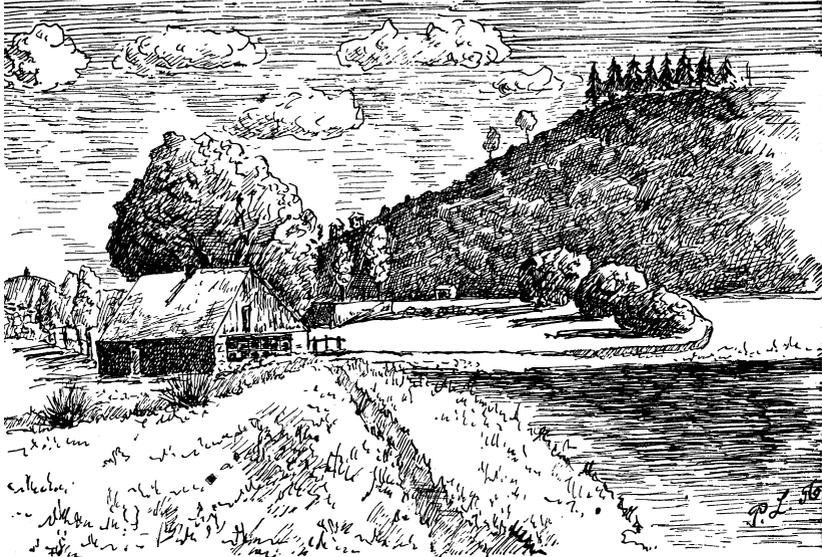
Amtmann, eine Leiter und eine Wiede, links gedreht, liefern. Der Angeklagte durfte nicht auf der Straße, die von Idar zum Galgenberg führt, zum Gericht gebracht werden; denn sie wäre dadurch unrein geworden. Er wurde vielmehr auf dem Gerichtspfad, der in vielen Windungen von Algenrodt zum Steinkaulenberg geht, auf den Gerichtsplatz geführt. Der zum Tode Verurteilte wurde durch den Scharfrichter am Galgen gerichtet und blieb zur Warnung für andere daran hängen, bis die Raben sein Fleisch gefressen hatten, und sein Gerippe im Winde klapperte.

Im Steinkaulenberg sind viele Höhlen, die sich zum Teil hallenartig erweitern. In ihnen suchte man schon vor 500 Jahren nach Achatsteinen.. Außer den Höhlen oder Stollen waren auch senkrechte Schächte in die Erde getrieben, und die Achatsteine und das losgeschlagene Erdreich wurden im Eimer an einer Kette aus der Tiefe heraufgerollt. Durch mehrere Jahrhunderte wurde der Betrieb fortgesetzt, und außer den Höhlen erinnern noch die Schutthalden und die vielen Kaulen an die Tätigkeit der Steingräber, die um 1850 nach und nach erlosch. Noch heute gehen manche Leute hin und suchen auf den Schutthalden und in den Wänden der weiten Höhlen nach Achat, Amethyst und Jaspis. Aber ein regelmäßiger bergmännischer Betrieb ist nicht mehr vorhanden.

Beerensucher und Spaziergänger suchen den Berg gern auf, der bei einer Höhe von 470 m einen weiten Ausblick nach der Winterhauch, dem Feldberg bei Baumholder und zum Ballenhübel gewährt.

Dann und wann kommt auch ein auswärtiger Gelehrter, um den Berg zu besuchen, der als Hauptfundstelle der Achate in Deutschland weithin bekannt ist.

Für uns Idarbänner aber hat der Berg eine besondere Bedeutung; denn er lieferte früher die Steine für die zahlreichen Schleifen unserer Heimat. Ihm verdanken wir also die Entwicklung der Achat und Edelsteinschleiferei in unserer Gegend.



Die Weiherschleife, Idar

Besuch in der Achatschleife

Es gibt kaum eine Gegend, in der das Klickerspiel so allgemein bekannt ist wie im Idarbann. Sobald die Sonne den Schnee im Frühjahr geschmolzen hat, sieht man überall Gruppen von Kindern, die mit viel Eifer diesem Spiel huldigen. Heute sind es meistens Lehm oder Steinklicker in allen Farben und kleine Eisenkugeln, die man sich für wenig Geld im Spielwarengeschäft kaufen kann. Vor dem ersten Weltkrieg sah man fast nur Klicker aus Achat und Jaspis. Die schwarzen mit weißen Streifen waren bevorzugt und galten als besonders gute Treffer. Damals bestand die jedenfalls nur in unserer Gegend bekannte Sitte, an Ostern den Knaben neben den Ostereiern auch Klicker zu schenken und das nicht nur von den Eltern, sondern auch von den Paten und Goten, Verwandten und Bekannten. Am besten waren natürlich die Söhne der Schleifer daran, und mancher Sohn eines ehrsamten Handwerkers mag im stillen seinem Vater Vorwürfe darüber gemacht haben, daß er nicht auch diesen Beruf ergriffen hatte. Sie hatten noch die ganz besondere Freude, am Tage vor Ostern mit in die Schleife gehen zu dürfen. Dieser Tag war im allgemeinen dem Klickerschleifen gewidmet.

Endlich, als ich zehn Jahre alt war, wurde mein Wunsch erfüllt und ich durfte auch einmal mit meinem Onkel am Samstag vor Ostern mit zur Schleife. Das Mittagessen mußte in einem niedrigen, steinernen Topf mit zwei Henkeln mitgenommen werden. Onkels Topf war zwar für einen kleinen Jungen etwas groß, aber er brauchte ja nicht ganz gefüllt zu werden. Unten hinein kamen Kartoffeln, darüber zwei Eier. Den Verschluß bildete

ein doppeltes Butterbrot, das dem Jungen allein schon gereicht hätte. Nachdem nun der Topf mit all den guten Sachen in ein rotes Taschentuch eingebunden war, ging's auf den Weg.

Bald gesellten sich noch mehrere Schleifer zu uns. Sie alle hatten einen Zwertsack auf dem Rücken und eine leinene Schürze vorgebunden. Der Zwertsack hatte in der Mitte eine Öffnung. Im vorderen Teile befand sich der Schleifertopf und im hinteren waren die Steine, die in der Schleife verarbeitet wurden.

In einer knappen Stunde kamen wir zu einer der ehemals recht zahlreichen Schleifen im Idarbachtal. Der Bach, der an der Schleife vorbeifloß, war damals gerade von dem abgehenden Schnee stark angeschwollen. Zum Unglück führte nur ein schmaler Steg darüber, an dem kein Geländer war. Als ich vom Steg in das raschfließende Wasser schaute, wurde mir angst und bang, und ich wollte mich an meinem Onkel festhalten. Er aber stieß mich weg und meinte: „Wer ein richtiger Schleifer sein will, muß hier allein hinüberkommen“. Nun war guter Rat teuer. Ich stand eine Zeitlang ratlos da. Endlich faßte ich Mut, warf mich nieder und kroch unter dem schallenden Gelächter der Schleifer auf Händen und Füßen hinüber. Ein paar Schritte, dann betraten wir die Schleife.

Es war mir seltsam zu Mute. Das Gepolter der Räder und das Schrillen der Steine flößten mir Furcht ein beim Anblick der komisch fremden Gestalten in zerlumpten Kleidern. An Scheltworten saftigster Art fehlte es auch nicht, und als ein Lehrbub gar eine Ohrfeige bekam, da verdrückte ich mich hinter dem Ofen auf eine Bank und rührte mich nicht mehr. Inzwischen hatte mein Onkel den Zwertsack ans Zapfenbrett gehängt, auf dem schon eine Reihe von Schleifertöpfen stand. Auch unser Henkeltopf kam dazu. Ich erkannte ihn wieder am roten Taschentuch. Die Schleifer lagen zum Teil auf dem Bauch über ausgehöhlten Stühlen vor den großen Schleifsteinen aus Sandstein; andere standen plaudernd um den Ofen, und einer „klopfte“. Er schlug von einem großen Achatblock die rissigen und unsauberen Teile mit dem scharfgeschliffenen Schleiferhammer ab. Als mein Onkel vor einem Stein lag, gesellte ich mich zu ihm, und er zeigte mir, wie die Klicker gesprießt und dann in einer Rolle fertig gemacht wurden. Das Polieren mußte ein Lehrjunge besorgen. Ich habe auch einmal probiert, aber mich so ungeschickt benommen, daß mir der Klicker beinahe an den Kopf geflogen wäre. Genug davon, begnügte ich mich damit, die polierten Klicker abzuputzen und in ein hölzernes Schüsselchen zu legen. Unterdessen war es Zeit zum Mittagessen geworden. Auf dem runden, oben abgeflachten Schleiferofen war bald die Suppe warm. Ich setzte mich mitten unter die Schleifer auf die Ofenbank, nahm den Schleifertopf zwischen die Knie und ließ mir meine „Gerösteten“ gut schmecken. Nach dem Essen wurde die Arbeit fortgesetzt. Eine schöne Anzahl Klicker hatte der Onkel am Nachmittag fertigmacht, als das Wasser „fortging“, das am nahen Weiher gesammelt worden war. Die Schleife wurde „zugestellt“. Die Schleifer wuschen sich und brachten ihren Zwertsack in Ordnung. Auch wir

machten uns schnell fertig. Ich wurde noch reichlich mit Klickern beschenkt, und dann ging es heimwärts.

Es war doch schön in der Schleife, das wurde mir erst so recht bewußt auf dem Wege. Was hatte ich nicht alles gesehen und erlebt! Dazu die Taschen voll Klicker und morgen Ostern! Ich wäre am liebsten schnurstracks nach Hause gelaufen, aber ein angehender Schleifer mußte ja bei der Gesellschaft bleiben. Im Gespräch der Alten stand der kleine „Schleifer“ bald im Mittelpunkt. Ich bekam immer mehr Mut und gab schon manche kecke Antwort, die zu einem allgemeinen Gelächter Veranlassung gab.



Achatschleifer

„Kannst du auch unser Schleiferlied?“ fragte plötzlich einer. „Warum nicht“, gab ich zur Antwort. „Ich habe es ja heute wiederholt gehört.“ „Dann zeig es einmal“, kam es von allen Seiten. Ich ließ mich nicht zweimal heißen, und mit heller Stimme hub ich an:

„De Zwerchsack uf dr Schiller
im Mol die Erdepeef
so geht am fräihe Morje
dr Schieffer in die Schleef.“

„Bravo! Du kannst aber schön singen“, rief da der alte Schleifer Hannickel. „Jawohl“, riefen die anderen, „jetzt muß er aber auch einen Zwerchsack haben!“ „Siehst du, Onkel“, rief ich auch, „die meinen es alle; ich kann, ihn schon tragen.“ Der Onkel wehrte sich noch dagegen, aber einer seiner Gefährten nahm ihm den Sack ab und legte ihn mir auf die Schulter. Ein zweiter wollte mir auch eine irdene Raucherpfeife in den Mund stecken, aber der Onkel ließ dies nicht zu. Ein dritter band mir seine lange Schleiferschürze vor. Nun war der Schleifer fertig, und das schmeichelte mir nicht wenig. Ich mußte das Schleiferlied noch einmal schmettern, und ehe ich mich versah, lag ich am Boden, ich war auf die lange Schürze getreten. Die Nase blutete etwas, und im Zwerchsack hatte es verdächtig geklappert. Und richtig, als der Onkel nachsah, waren die beiden Töpfe zerbrochen. Ein Glück für mich, daß die Nase blutete, sonst hätte es bestimmt etwas abgesetzt, so aber mußte die Nase zuerst in Ordnung gebracht werden, und dann war der Unwille verflogen und alles bald vergessen. Aber die neue „Uniform“ durfte ich nicht wieder anlegen. Bald war ich dann zu Hause bei den Eltern, die schon mit Spannung auf mich warteten. Ich wußte viel zu erzählen. Ich sprach von dem schmalen Steg, von der Schleife, vom Weiher und von den vielen schönen Klickern. Von

den zerbrochenen Töpfen und der blutigen Nase sagte ich nichts. Es war spät, als wir zu Bett gingen. Am anderen Tag war Ostern.

Der Andreasbrunnen

Vom Stadtteil „Lay“ in Idar führt eine uralte Römerstraße nordwärts über die Hochwaldhöhen zur fernen Mosel hinüber. Die Römerstraße schneidet eine halbe Stunde von den letzten Häusern der Stadt entfernt einen Weg, der von Vollmersbach heraufkommt. Dieser Weg führt über die Höhe in eine steile Mulde zu dem heutigen Stadtteil Tiefenstein hinunter. Die Masten einer Fernsprechleitung stehen am Rande. Sie bezeugen, daß der holperige und steile Weg früher eine Verbindungsstraße war. Wiesen, Äcker und der Wald an den Hängen im Umkreis der Wegkreuzung gehörten zu einem Hof, der vor mehr als tausend Jahren von frommen Männern des Klosters Sankt Maximin bei Trier erbaut worden war. Der Hof ist um 1800 verschwunden. Er war zuletzt Eigentum der Rheingrafen von der Kyrburg gewesen. Das Land wurde an die angrenzenden Gemeinden verteilt.

Heute sind keine Mauerreste von dem alten Gutshofe mehr zu finden. Nur der Brunnen, dessentwegen man den Hof gebaut haben mag, fließt immer noch. Er liegt fünf Minuten von der Wegkreuzung entfernt unten am Hang, wo der Weg nach Tiefenstein an den Rand der Steilschlucht heranführt. Der Brunnen heißt in alten Berichten „Andreasborn“ nach dem Apostel Andreas. „Ennerschbure“ nennt man ihn heute in der Umgegend.

Sein Wasser quillt so klar und kühl unter einem Felsen hervor, daß es zu allen Zeiten den Menschen besonders gut schmeckte. Es fließt in der kältesten Winterzeit und im heißen, trockenen Hochsommer. Ein uralter, viereckiger Trog aus Sandstein, etwa sechzig Zentimeter lang und sechzig Zentimeter breit, nimmt das Wasser unmittelbar aus der Bergwand auf. Eine halbrunde Sandsteinplatte schützt es wie ein Dach. Auf diesem Steindach war früher ein Kreuz befestigt. Es ist längst verschwunden.

Der Andreasbrunnen gilt als ein Heilbrunnen, wahrscheinlich schon von heidnischen Zeiten her. Sein Wasser erfrischte und stärkte nicht nur, es heilte auch. Es half besonders bei Hautkrankheiten, wenn man sich darin wusch. Vor allem aber wurden kranke Augen durch das Wasser wieder gesund. So kamen viele Menschen dorthin, die Heilung suchten.

In vorchristlicher Zeit glaubte man an eine Gottheit, die unsichtbar in dem Brunnen wohne, und beschenkte sie mit Opfergaben. Die frommen Männer des Klosterhofes lehrten dann die Pilger, die zum Brunnen kamen, daß Gott ihnen durch seinen Apostel, den Heiligen Andreas, Gesundheit gebe. So legten die Leute nun für ihn ihre Opfergaben in eine Vertiefung des Steindächleins, meist ein Geldstück oder ein Ei.

Heute noch gehen alte Leute, deren Augen schwach und müde geworden sind, dorthin und waschen sie mit dem klaren Wasser, damit sie die schöne Welt wieder besser sehen können.

In alter Zeit hing man wohl auch Kleidungsstücke, Kinderhemdchen oder ein Schürzchen an das Astwerk der Büsche und Bäume am Brunnen. Oft nahm man das Wasser in Krügen mit nach Hause. Man ließ es vorher in dem Kirchlein segnen, das die Mönche des Klosterhofes erbaut hatten. Von dieser Kirche ist in alten Urkunden um das Jahr Tausend öfter die Rede. Ein alter frommer Spruch, als Bild gerahmt in einem Hause in Vollmersbach, zeigt den Umriß eines Gotteshauses, das diese Kirche darstellen soll. Niemand weiß heute mehr, wo sie gestanden hat. Sie wird zerfallen sein, als der Klosterhof in den Besitz der Grafen von Oberstein gekommen war.

Manch anderer Brunnen unseres Heimatlandes hatte einen ähnlichen Ruf wegen seines guten Wassers. Aber nur sehr wenige sind bis heute erhalten geblieben. Seit kurzem steht neben dem Andreasbrunnen eine Bank. Auf ihr kann man sich ausruhen und dem leisen Rauschen des Wassers zuhören, wie es in seiner Sprache vom Leben in alten Zeiten erzählt.

Der Ringskopf bei Kirschweiler

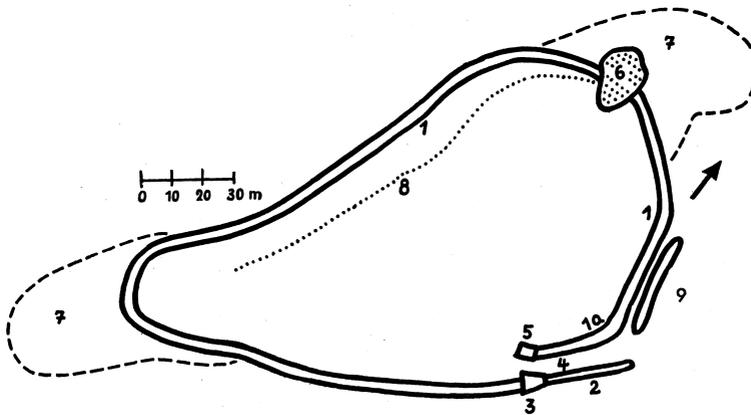
Um Christi Geburt bewohnten die Kelten unsere Heimat. Vom Rheine her wurden sie ständig durch die Germanen bedroht. Deshalb bauten sie sich auf den Bergen zahlreiche Fliehburgen, so auf dem Bremerberg bei Kirnsulzbach oder auf dem Vorkastell im Trauntal. Die größte Burg war der Hunnenring bei Otzenhausen.

Eine der am besten erhaltenen Burgen zeigt der Ringskopf bei Kirschweiler. Da die Mauern der Burg ohne Mörtel erbaut wurden, fielen sie später auseinander und bilden heute noch sichtbare Steinwälle. Ursprünglich waren die Steine zwischen einem Fachwerk von Baumstämmen zu einem Walle aufgeschichtet. Der Steinwall vom Ringskopf mag zwei Meter hoch gewesen sein. Der Laufgang auf dem Walle war durch eine Brustwehr aus Stämmen geschützt, zwischen die Rasenstücke gestopft und Zweige geflochten waren. Am Tor war der Wall am höchsten und noch durch zwei Holztürme und einen Graben besonders verstärkt. Anscheinend war der Ringwall des Ringskopfes nie bewohnt. Er wurde wohl nur in Notzeiten benutzt. Ob jemals um den Ringskopf gekämpft worden ist, weiß man nicht.

Erklärung:

1. Ringwall
Besonders hoher Wallteil am Tor
2. Wall am Toreingang
3. Rechter Torturm aus Holz
4. Toreingang
5. Linker Torturm aus Holz
6. Felsen innerhalb der Umwallung
7. Steinrosseln

Bis dahin reicht die ebene Fläche des Berges
Graben



Wie einmal der Förster von der Wildenburg dem Teufel Tabak zu rauchen gab

(Nach einer Sage)

E Förschter von der Wildeburg,
E Forscht on Weidmann durch on durch,
Voll Kraft on Mut 'd hieß üwerall,
Er war net uff de Kobb gefall' ,
Schdreifd eines Dags em Wald omher,
Om Bockel et gelad Gewehr,
E Peif met großem Kobb em Mund,
An seina Seit' e klenner Hund.
Oweimal kömmt durch dat Gebüsch
E fremder Mann herangeschlich!
Schwarz em Gesicht, die Kluft verschmotzt,
Wie enner, der die Schorchde botzt
Met Klombfuß on 'me Geißebart.
Grad wie der Deiwel akkurat.
Der Förschter hat en gleich erkannt
On war off dat, wat kömmt, geschbannt;
Denn Kirsche esse eß net gut
Mem Deiwel. Er eß off der Hut!

Der Schdinkbock grinst on fängt gleich an
Se schwätze met dem Jägerschmann:
„Dir seid ja ganz en Rauch gehüllt,
On Aurem Mund viel Damb entquillt!
Sa't, liewer Mann, wat eß dat do,
Woraus wird der groh Damb gezoh'?"
„Dat eß e Tuwackspeif, mei Hähr;
Der Damb kömmt von dem Tuwack her",
Entgeht der Förschter salwungsvoll
On zieht an seina Peif wie doll.
Der Deiwel wirft sich en die Broscht:
„Zum Rauche hätt' ich große Loscht!
Füllt mir emol de Peifekobb,
E besje hurdig, hobblahobb!
Wellt Ihr net gleich die Peif mir genn,
Dann schlahn ich Auch de Schädel enn!"
Der Förschter denkt: „Dem Geißebart,
Dem recke ich ordlich an die Schwart!



Die Wildenburg

Grad gadding kömmt ma der Kumban,
Dem dun ich itzt e Schnibbeche schlan!"
Er hielt vom Bockel et Gewehr:
„Sofort, mei Hähr, kommt nure her!
Gleich wird d' Valange Auch geschdillt,
Elo die Peif eß schon gefüllt!"
Met Kraft hat er dem Beelzebub
De Flintelauf ent Maul gehub:
„So, itze kräftig dran gezoh',
Em Nu eß dann der Damb ach do!"
Der Förschter beckt sich, fährt ant' Schloß,
Dreckt ab, on dat verflixt Geschoß
Dem Deiwel en de Rache dringt —
Vor Schrecke er zehn Fuß hoch schbringt!

Die Kuhl schbuckt schnell er wieda aus;
Blut schdrömt em aus dem Hals eraus.
Vor Schmerze schdöhnt er off on mankst,
Hält sich de Kobb on rieft en Angst:
„Helf Großmodda, komm aus der Höll'
Sonscht gehn kabutt ich off der Schdell!"
Danzt wie varreckt em Kreis erum,
Dem Förschter war't e Gaudium!
Als der Genarrt' von danne schleicht,
Hört noch der Forschtman, wie er kreischt:
„Uijeh, mei Hals, wat dud der weh!
Eich rauche der so ball nemmeh!
Dat geht ma jo durch Bein on Mark!
Vadammt! Wat eß der Tuwak schdark!"

Wanderziele von Idar-Oberstein aus:

1. Wanderung: Dietschenbach - Morgensonne - Schwarzenbach - Siesbachtal - Meerhafen - Winnenberg - Sonnenberg - oder Oberbrombach;
2. Wanderung: Göttschied - Heide - Nahbollenbach oder Pfaffenwald - Schloß;
3. Wanderung: Klotz - Hardt - Enzweiler - Hammerstein - Sportplatz - Volkesberg;
4. Wanderung: Rödgesberg - Gehölzgraben - Wächertskaulen - Veitsrodter Höhe bis Wasserwerk Veitsrodt - Großheck (Mühlenberg) - Wölfenbach;
5. Wanderung: Gedührenpfad - Algenrodt - Siesbachtal - Enzweiler - Hammerstein - Homerich;
6. Wanderung: Algenrodter Pfad - Steinkaulenberg - Kirschweiler;
7. Wanderung: Wildenburger Pfad bis Schutzhütte - Straße nach Mörschied;
8. Wanderung: Frauenburg über Homerich - Höhenweg nach Frauenberg;
9. Wanderung: Vogelsbach - Kirschweiler - Waldweg zum Sportplatz - Leisel;
10. Wanderung: Wüstlautenbach - Hillschied - Schönlautenbach - Neuweg - Struth;
11. Wanderung: Göttenbachtal - Göttschied- Feldweg zum Ballenhübel - Georgweierbach;
12. Wanderung: Durch die Grube nach Göttschied - Heide - Schwellendell Gefallene Felsen - Almerich - Waldweg nach Nahbollenbach;
13. Wanderung: Dietschenbach - Morgensonne - Jägerpfad - Dachslöcher - Algenrodt - Sportplatz - Steinkaulenberg - Briesbach - Haselrech - Tiefenstein;
14. Wanderung: Dietesbach - Herborn - Forsthaus Mörschied - Burr - Wildenburg;
15. Wanderung: Gedühren - Heringers Pfad - Steinkaulenberg - Makkenrodt - Siesbach - Sportplatz Siesbach - Höhe zwischen Kirschweiler und Hettenrodt;
16. Wanderung: Gedührenpfad - Algnrodter Turnhalle - Mühlweg - Siesbachtal - Eselspfad - Jägerpfad - Morgensonne - Betonpanzer - Schafspfuhl - Kammerschleife - Oberstein;
17. Wanderung: Naßheck - Schloß - Schwellendell - Nahbollenbach;
18. Wanderung: Grube - Vollmersbachtal - Geißenbrückelchen - Göttschieder Weg - Wassergall (Wegweiser) - über die Höhe nach Regulshausen;
19. Wanderung: Mackenrodter Weg - Steinkaulenberg - Höhenweg nach

Kirschweiler und zur Festung;

20. Wanderung: Hohltreppen - Hohl - Winterhauch - Schönlautenbach - Laumespfad - Finsterheck;
21. Wanderung: Rodter Mühle - Königswald bis zur alten Straße Herborn/Kempfeld - Wildenburg - Steinrossel - Kirschweilerbrücke;
22. Wanderung: Bismarckturm - Heidensteil - Geißenbrücke - Wassergall - Hintertiefenbach - Fischbach;
23. Wanderung: Obere Meitzenbachstraße - Zimmerplatz - Veitsrodter Höhenweg - Herborn - Tiefenstein.

Kinderreime

Lense, wo senn se?
Em Deppe, se heppe,
Se lache, se krache,
Se koche, se poche
Onn senn so hart wie ä
Knoche.

Onn freßt ma mei Brot.Gibbe,
gabbe, geije,
More geh ma meije,
More geh ma ent Bäckerschhaus
Onn huule ä Korb voll Weck
eraus

Geije, geije Vieleboh,
Mei Vadder hat ä Streck
gezoh,
Härr er besser druff
geschlah
dann war er nett so
ungezoh.

Off der Heh wächst de Klee,
Furer fa mei Geilche.
Wenn mei Vadder ent Wirtshaus
geht,
Micht mei Mudder ä Meilche.
Wenn se awer Kaffi drenkt,
Peift se wie ä Destelfenk.

Schlof, Liebche, schlof,
Em Gade gehn die
Schof,
Em Gade geht die
braune Kuh,
Liebche, duh dei
Guckeicher zu!

Jo, jo, datt gläawe eich,
Berelleit honns gut,
Setze hennerm Uhwe,
Raache de erde Kluwe,
Setze am Feier,
Bezahle kä Steier,
Ger en ach kä Katz ent Kore,
Kemmt en aach kä Ochs um' d'
Höre
Jo, jo, datt gläawe eich,
Berelleit honns gut.

Heijo bom beijo
Schlah Biebelche doht!
Et läht ma kä Eier

Kinderfastnacht

Ich vorneweg im Zylinder,
und hinter mir soviel Kinder,
und vor mir die ganze Welt.
Und im Säckel klimpert das Geld!

Und im Korb? — Eine Brezel ist auch dabei,
und links und rechts ein Hühneri,
und es soll jetzt erst recht beginnen!
Heute ist alles zu gewinnen!
Wir gingen von Haus zu Haus.
Man warf uns nur einmal hinaus,
und daran war wohl der Hund dort schuld.
Sonst zeigten sie alle viel Geduld.

Mal gibt es kostbare Eier,
mal gibt es nur einen Zweier,
der Michel gab großartig ein Stück Speck.
Beim Pitt war zu, na, da ging man halt weg

Und wirft man uns auch mal hinaus:
Wir ziehn von Haus zu Haus.
Und im Säckel klimpert das Geld,
und vor mir die ganze Welt,
und hinter mir soviel Kinder,
und ich vorneweg im Zylinder.
Es ist eine schöne Zeit! Hei!
Und heut ist es wieder so weit!

Hahn Äppelche Hahn!
Die Fasnacht geht an,
Gebt ma Eier onn Speck,
Dann gehn ich von der Dier eweck.

Fastnacht

Hahn Äppelche Hahn, die Fasnacht geht an.
Stell die Laida an die Wand, hol det Messa in die Hand,
loßt det Messa blinke, schneid ma e Stick vum Schinke,
schnei re Stick vum lange, loß de kurze hange,
schnei re Stick vum derre Speck, dann gehn ich vun da Dier eweck.

Wann Fasnacht is, wann Fasnacht is,
dann schlacht mei Vadda e Bock,
dann danzt mei Mudda, dann danzt mei Mudda
un schwänzelt mit ihrem Rock.

Die Fasnacht, die Fasnacht, die Kiechelcha sin geback,
erous damit, erous damit, ma stecke se in de Sack,
un wann mei Mudda kai Kiechelcha macht,
dann peif ich uf die Fasnacht.
Die Fasnacht, die Fasnacht, die Kiechelcha sin geback.

April

De erschte un zwaite un dritte April,
da schickt ma die Narre, wohin ma. nur will.
Aprilochs, Aprilochs!

Wie der April den „Aprilochs, so hat der Mai das „Maikalb“.

Wie einmal ein Kalkbrenner aus Birkenfeld den Teufel hinters Licht führte

Vor langer Zeit lebte einmal in Birkenfeld ein armer Kalkbrenner. Sein Kalkofen befand sich am Palmsberg, am Wege nach Neubrücke, und heute heißt die Stelle noch „Am Kalkofen“. In der bittersten Not, als seine zahlreiche Familie schon Hunger litt, entschloß er sich in einer schlaflosen Nacht, ein Bündnis mit dem Teufel einzugehen. Dieser fand sich auch schon am folgenden Morgen wie ein vornehmer Herr gekleidet am Kalkofen ein und versprach, den armen Kalkbrenner zum reichen Mann zu machen. Als Bedingung stellte er aber, wie bei ihm üblich, die Verschreibung der Seele und deren Abholung nach 10 Jahren. Nach langem Zögern ging der Kalkbrenner auf diesen Vertrag ein. Der Böse hielt Wort, und das Geld floß dem Birkenfelder nur so zu. Nach 10 Jahren fand sich der Teufel auch richtig am Kalkofen ein, um ihn abzuholen. Der Kalkbrenner

bettelte um weitere zwei Jahre Frist, aber der Teufel ließ sich nur noch auf 10 Tage Verlängerung ein. Sie vereinbarten nun nach langem Handeln, daß der Teufel ihn dann pünktlich um 12 Uhr mittags mit einem Sack am Feuerloch seines Kalkofens in Empfang nehmen sollte. Als der Tag kam, zog unser Birkenfelder mit einem starken jungen Eber über den Zimmerbach zum Palmsberg. Er führte das halbwilde Tier an einem Strick. Mit Mühe und Not gelang es ihm dann, den Eber in den Kalkofen zu schaffen und die Tür zu schließen, worauf er sich entfernte. Zur festgesetzten Stunde kam auch der Teufel mit seinem Sack zum Kalkofen. Er freute sich, als er den Höllenlärm, das Poltern, Grunzen und Quiexen aus dem engen Raum dringen hörte, und meinte, es wäre der Kalkbrenner in seiner Seelenangst. Mit großer Vorsicht machte er die Tür auf und hielt den geöffneten Sack davor. Der wildgewordene Eber war mit einem Satz im Sack, machte aber gleich alle Anstrengungen, aus seinem neuen Gefängnis zu entinnen. Mit großer Mühe brachte ihn der Teufel zur Hölle, frohlockend über seinen guten Fang. Doch wie erschrak er und seine Großmutter, als beim öffnen des Sackes nicht der Birkenfelder Kalkbrenner, sondern der wilde Eber hervorbrach, mit einem Satz zwischen ihren Beinen hindurch in die Hölle sauste, wobei er die Großmutter auf den Rücken nahm und eine heillose Verwirrung anrichtete. Seitdem **ist** man dort recht vorsichtig geworden, und Kalkbrenner sind nicht mehr beliebt, besonders solche aus Birkenfeld.

Der Kalkbrenner Jakob aber lebte noch viele Jahre in Glück und Zufriedenheit und sah Enkel und Urenkel.

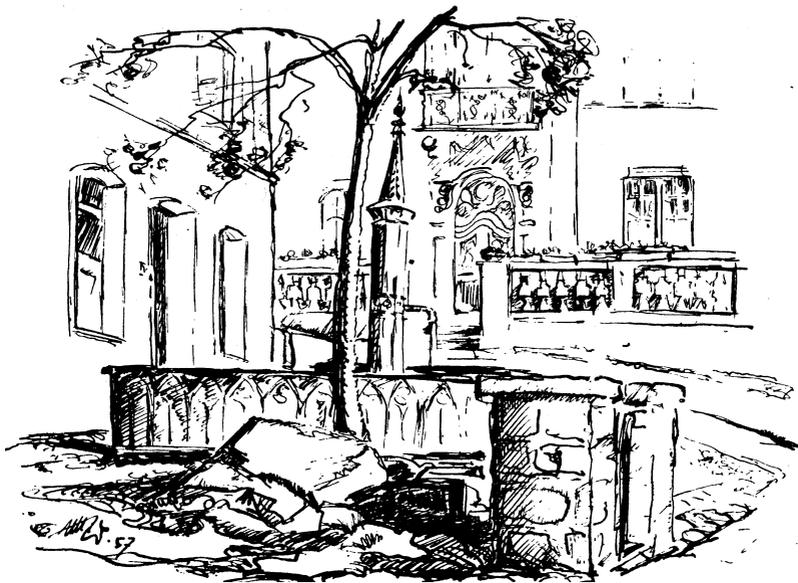
Als die wilde Jagd über den Weiherdamm brauste

Schon zwei Jahre nach dem Beginn des furchtbaren Dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1620, am 7. November, bemächtigten sich spanische kaiserliche Truppen des Ortes Birkenfeld, ließen aber den Pfalzgrafen Georg Wilhelm auf Burg Birkenfeld, der sich und sein Land für neutral erklärt hatte, vorläufig unbehelligt. Ein reicher Bauernsohn aus Dienstweiler war an diesem Tage mit der Tochter des Birkenfelder Gerichtsschöffen Kegel getraut worden, und die fröhliche Hochzeitsgesellschaft saß gerade zu Tische, als die ungebetenen Gäste hereinstürmten. Entsetzt stoben die Hochzeitsgäste davon, während die spanische Soldateska ihre Plätze einnahm. Von dieser Zeit an hatte das Birkenfelder Land 28 Jahre lang mehr oder weniger unter den Schrecken des entsetzlichen Bruderkrieges zu leiden. Im September 1635 waren Gerüchte aufgetaucht, daß Herzog Bernhard von Weimar, der ein Bündnis mit den Franzosen eingegangen war, von den kaiserlichen Truppen hart bedrängt werde und sich auf der Flucht befinde. Alle Bewohner der Obersteiner und Birkenfelder Gegend befürchteten, daß die Armeen durchziehen würden, wobei es natürlich auch zu Kampfhandlungen kommen könne. Ängstliche hatten ihre wertvollen Habseligkeiten, die ihnen nach den langen Kriegsjahren noch geblieben waren, in den Hehlöchern ihrer Häuser versteckt, andere waren hinaufgelaufen zur Burg und hatten dort um Unterkunft gebeten. Manche waren auch mit ihrem Vieh in die Wälder geflüchtet, wo man hinter Dornverhauen und Hecken von

verflochtenen Hainbuchen, dem „Gebück“, sich sicher glaubte.

Es war in der Nacht des 24. auf den 25. September 1635, als die Armee Bernhards von Weimar sich durch Birkenfeld wälzte. Wie ein gewaltiger Sturm war es anzuhören, dazwischen Geschrei, Kommandorufe, Pferdegetrappel, das Gepolter von Wagen und schweren Geschützen, das Dröhnen von marschierenden Truppen. Zwischen den Weihern, im Bruch am Fuße des Burgberges wurde gerastet und in den Häusern nach Lebensmitteln gesucht, aber nicht lange konnte man der Ruhe pflegen. Es kam Botschaft, daß von Wolfersweiler her ein Regiment Kaiserlicher nahte. So war auch dieser Fluchtweg nach der Saar abgeschnitten, und es blieb nichts übrig, als über Feckweiler, Brücken, Eisen und Bosen den Durchbruch zu versuchen. Da die ermatteten Pferde die schweren Geschütze nicht mehr weiterbrachten, wurden diese dem Pfalzgrafen Georg Wilhelm auf Burg Birkenfeld angeboten. Dieser mußte das Angebot aus Gründen der Sicherheit ablehnen, und so versenkte man 10 der schwersten Geschütze im Birkenfelder Stadtweiher, wovon die Verfolger aber bald Kunde erhielten. Am folgenden Morgen war die Armee Bernhards von Weimar wie ein Geisterspuk verschwunden, nur die flammenden Gehöfte von Feckweiler, Brücken, Eisen und Bosen bewiesen, daß der Durchzug kein Traum gewesen war.

Von der Burg herab aber jagten Kroaten, wilde Reiterscharen, gefolgt von unübersehbaren Regimentern der Kaiserlichen unter General Gallas, die ohne Aufenthalt den Herzog Bernhard verfolgten. Diesem jedoch gelang es, vor ihnen in letzter Stunde die Saar zu überschreiten und sein Heer in Sicherheit zu bringen.



Apothekerbrunnen in Birkenfeld

Noch heute spricht man in Birkenfeld von diesen Ereignissen. Die geschichtlichen Tatsachen und die näheren Umstände sind vergessen, aber wenn die Herbststürme die Stadt umtosen, so kann man mit den Worten gewarnt werden: „Geht nicht mehr hinaus, denn jetzt ziehen sie durch“. Am Morgen nach solch einer Sturmnacht sagten die Leute früher: „Habt ihr gehört, wie diese Nacht die Pferde auf dem Mühlenteich wieder gerast haben?“

Auch soll in stürmischen Nächten auf dem Weiherdamm ein Mann in der Luft schweben und rufen: „Gebt mir einen Gaul, gebt mir einen Gaul!“

Hochwaldlied

Es wälzt sich der Nebel im Tale,
ein wirbelndes, wogendes Meer.
Es glänzen im sonnigen Strahle
die Gipfel der Berge umher.

Ob Schnee dich im Winter bedeckt,
im Eise auch starret der Wald,
ob Lenzluft die Knospen erwecket,
Gesang der Vögel erschallt,

Schön ist es, da oben zu stehen,
hinunterzuschauen ins Tal.
Seid freundlich begrüßt mir, ihr
Höhen
des Hochwaldes, tausendmal!

ob sommerlich schattige Wälder
uns bieten erquickende Ruh',
ob herbstlich im Segen die Felder:
stets prächtig, o Hochwald, bist
du!

Was das Birkenfelder Bähnchen erzählt

Da standen sich einmal auf der Strecke vom Saargebiet nach dem Rhein und auf der Strecke von Neubrücke nach Birkenfeld zwei Lokomotiven gegenüber. Die eine war schon alt und hatte 8 Wagen, die andere war noch ziemlich neu und hatte nur 2 Wagen anhängen. Die Grenzbeamten prüften diesmal das Gepäck der Reisenden sehr genau, und das Birkenfelder Zügelchen mußte noch auf einen Anschlußzug von Baumholder warten. Da vertrieben sich die beiden Lokomotiven die Zeit mit einem Schwätzchen.

„Na, kleiner Bruder“, sagte die große, alte Lok der Rhein-Nahe-Bahn, „ist das nicht eine eintönige Fahrerei auf deiner kurzen Strecke?“ „O nein“, antwortete die Birkenfelder Lok, „ich fahre jeden Tag mehrere Male meine Strecke und kann nicht sagen, daß sie mir langweilig wäre! Wenn es dir recht ist, erzähle ich dir etwas davon.“ „Ja, das ist ein guter Gedanke!“ rief die große Lok und stieß vor Freude dicke Dampfwolken aus. Nun begann die Birkenfelder Lok zu erzählen:

„Vor 75 Jahren, als die Rhein-Nahe-Bahn schon längst fuhr, war das Städtchen Birkenfeld immer noch ohne Verkehrs Verbindung mit der

Außenwelt. Wer ins Städtchen wollte, machte sich auf Schusters Rappen auf den Weg oder ließ sich mit einer Kutsche hinfahren. Damals gab es ja die vielen Post und Bahnautos noch nicht, die uns so manchen Fahrgast wegschnappen. Es wurde aber beschlossen, auch Birkenfeld dem Verkehr zugänglich zu machen und durch eine Zweigbahn mit der Rhein-Nahe-Strecke zu verbinden. Viele Köpfe überlegten, viele Hände regten sich, viel Geld mußte aufgebracht werden, um das Werk zu vollenden. So wurde die Birkenfelder Lokalbahn ins Leben gerufen. Vor mir sind schon mehrere Lokomotiven hin und her gefahren, aber sie wurden alt und verbraucht, und ich wurde für eine große Menge Geld gekauft, um hier meine Arbeit zu tun. Ich habe nur jedesmal 5 km zu fahren, aber mein Weg ist schön, und er gefällt mir. Wenn ich den Bahnhof Neubrücke verlasse, muß ich mich gleich gewaltig in die Kurve legen, um ins Steinautal einzubiegen. Der Steinaubach ist mein ständiger Begleiter. Ich überquere die Steinaubrücke und die Fahrstraße nach Hopppstädten und wende mich nach Norden ins Steinautal. Links auf einem Hügel sehe ich die neuen Gebäude des Tausendbettenlazarettes der Amerikaner auf „Hasselt.“ Besonders abends, wenn dort unzählige Lichter brennen, ist es für mich ein noch ungewohntes Bild; denn vor einigen Jahren wehte dort der Wind noch durch die Wipfel der alten Bäume! Ja, so ändern sich die Zeiten! Rolle ich ein Stück weiter, so drängt sich dicht an meine rechte Seite der Brandwald mit seinen lieblichen Höhen. Links zieht sich ein weites Wiesental mit der Steinau entlang. Auch eine Autostraße führt jenseits des Baches nach Birkenfeld. Wie sausen dort die Autos mit mir um die Wette! Sie wollen ja um jeden Preis schneller sein! Links der Autostraße erheben sich bewaldete Hügel, die aber vor der Stadt einem weiten Tale Platz machen. Komme ich in die Nähe der Kreisstadt Birkenfeld, so bimmele ich aus Leibeskräften, ehe ich den Weg bei der Ziegelei überquere. Dort ist nämlich keine Schranke. Zur Vorsicht stoße ich noch ein paar gellende Pfiffe aus, damit mich jeder hört und aufpaßt. Mein Bimmeln brachte mir den Namen „Bimmelbähnchen“ ein. Nun sehe ich schon links die ersten Häuser der Stadt, sie liegen klein und aneinandergereiht an der Fahrstraße. Auf der rechten Seite steht ein rotes großes Gebäude mit 2 mächtigen Schornsteinen, langgestreckten Hallen und einer Menge Ziegelsteinen davor: die Birkenfelder Ton und Ziegelwerke. Eine Seilbahn, auf der kleine Wägelchen mit Erde befördert werden, ist dort zu sehen. Hinter der Ziegelei grüßt der Burgberg mit seinen Häusern, der Jugendherberge und den Resten der ehemaligen Burg Birkenfeld zu mir herab. Bald fahre ich im Birkenfelder Bahnhof ein, es ist ein Sackbahnhof. Ich werde umrangierte, lade Wasser und Kohlen ein, verschnaufe mich und warte auf meine nächste Abfahrtszeit von Birkenfeld nach Neubrücke. Inzwischen steigen die Leute aus meinen 2 Wagen aus, oft ist's nur 1 Wagen, denn leider, wie ich schon sagte, machen die Omnibusse viele Leute der Bahn abspenstig. Dagegen ist der Güterverkehr auf meiner Strecke zufriedenstellend. Ich fahre oft mit mehr Güterwagen als mit Personenwagen. Weil der Personenverkehr auf dieser Zweigstrecke sehr zurückgegangen ist, schaffte sich die Lokalbahnsgesellschaft einen roten Triebwagen an. Dieser wechselt sich mit mir ab."

Die Birkenfelder Lok war so ins Plaudern geraten, daß sie nicht bemerkte, wie der Bahnhofsvorsteher mit der roten Mütze das Zeichen zur Abfahrt gab. Die Lok der Rhein-Nahe-Bahn ruckte an. Sie rief noch ein paar Worte des Dankes und Abschiedes herüber und fuhr ab. Kurze Zeit darauf lief auch der Anschlußzug von Baumholder ein, und nachdem die wenigen Leute ins Birkenfelder Bähnchen zugestiegen waren, rüstete sich die brave Lok zur Abfahrt nach der Kreisstadt.

Wintersport am Erbeskopf

Der Winter ließ diesmal lange auf sich warten. Wir Buben schauten schon wochenlang vergeblich nach ihm aus. Doch endlich war er da! Nach Neujahr zogen bleigraue, dicke Wolken auf. Sie brachten den langersehnten Schnee. Weiche, weiße Flocken wirbelten einen Tag und eine Nacht vom Winterhimmel herab. Als es aufhörte, war das ganze Land in eine weiße Decke eingehüllt.

Schnee Schnee! Das ist wie ein Zauberwort. Wer freut sich da nicht? Wer bleibt da noch zu Hause, wenn der Ruf erklingt: „Es schneit! Es schneit!“ Schlitten, Schlittschuhe und Skier werden aus Ecken und Winkeln hervorgeholt. Sie bestimmen für die nächsten Tage und Wochen die Zeit zwischen Morgen und Abend. In Schnee und Eis gibt es ja auch so viel zu erleben.

Mein schönstes Wintererlebnis war eine Skiwanderung zum Erbeskopf. Davon will ich einmal berichten. Vorweg muß ich euch erklären, daß dort an dem höchsten Berg unseres Landes jetzt das bekannteste Wintersportgebiet unserer Heimat ist. Freunde des Skisports aus nah und fern haben sich zu der Wintersportgemeinschaft „Erbeskopf“ zusammengetan. Sie haben am Erbeskopf zwei Skihänge geschaffen, auf denen sich viele Hunderte begeisterte Skifreunde einfinden.

Das war also unser Ziel. An einem Sonntagmorgen in der Frühe zogen wir los, meine Freunde Herbert und Erwin waren nämlich auch dabei. Mit Absicht wählten wir den kürzesten Weg durch den Wald, still und abseits von den verkehrsreichen Straßen. Unser Weg führte über tiefverschnittene Waldwege. Ab und zu kamen wir an den Futterstellen der Waldtiere vorbei und hatten das Glück, Rehe und Hirsche aus nächster Entfernung zu beobachten. Oft mußten wir verschnaufen, und dann hatten wir Zeit und Gelegenheit, die herrliche Winterlandschaft zu betrachten. Wie in einem richtigen Märchenwald kamen wir uns vor. Das strahlende Weiß des Schnees und das Glitzern des Rauhreifs machte aus den Bäumen des Waldes die wundersamsten und geheimnisvollsten Gestalten. Doch wir mußten weiter. Herbert steckte voller Übermut. So ärgerte er uns, indem er die voller Schnee herabhängenden Zweige anstieß, so daß wir Nachfolgenden jedesmal den herabrieselnden Schnee ins Gesicht bekamen. Es war etwa 11 Uhr vormittags, als wir endlich oben am Erbeskopf ankamen. Strahlender Sonnenschein lag über dem verschneiten Land.

Soweit das Auge blicken konnte, sah man weiße Schneeflächen und dunkle Wälder, dazwischen hier und dort die Dörfer in Tälern und auf Höhen. Nach allen Richtungen öffneten sich die Täler zur Mosel, Nahe und Saar. Die Berge des Hochwaldes, des Idarwaldes und des Soonwaldes lagen zum Greifen nahe. Ganz im Hintergrund, erhoben sich die fernen Höhen der Eifel, der Pfalz und des Saarlandes. Wir standen ja über 800 m hoch, kein Wunder, daß man die Welt von oben herab betrachten konnte. Wir waren natürlich nicht die ersten, die zum Skifahren gekommen waren. Aus allen Richtungen führten die Skispuren wie Wildfährten zur Erbeskopfschneise. Wir brauchten darum nur den Spuren nachzugehen und gelangten zum Übungshang. Es ist ein Nordhang. Viele Autos standen bereits unten auf den Waldwegen. Sie hatten Skifreunde aus Stadt und Land hierher gebracht. Während wir unsere mitgebrachten Butterbrote verzehrten, schauten wir gespannt dem munteren Treiben zu. Jungen und Mädchen, Männer und Frauen, alt und jung kamen den Hang heruntergesaust. Auf allen Gesichtern sah man die Freude an der guten und schnellen Fahrt. Es war ein bewegtes Bild. Die bunten Skianzüge leuchteten auf dem weißen Schnee. Fröhliche Zurufe klangen hinüber und herüber. Da konnte man nicht stehenbleiben. Unsere „Bretter“ und Stöcke wurden auf den Rücken genommen, dann stampften wir zum erstenmal den Hang hinauf. Der Schnee war festgetreten, man brach kaum ein. An der rechten Seite der Schneise sahen wir einen Skilift, der die Skiläufer, immer sechs bis acht hintereinander, auf sehr rasche und bequeme Art den Hang hinaufzog. Da die Schneise nur etwa 25 bis 30 m breit ist, mußten wir sehr aufpassen, daß wir nicht von den zu Tal fahrenden Skiläufern umgerannt wurden. Nie war die Strecke leer. Einzeln und in kleinen Gruppen hintereinander, so wie man oben ankam, wurde der Start vorgenommen. Vor meiner ersten Abfahrt war es mir nicht ganz geheuer, und meinen beiden Freunden ging es sicherlich auch so. Vor uns lag der Hang. Zu dumm, daß man ihn nicht ganz übersehen konnte, da der letzte Teil steil nach unten abfällt, das Mittelstück dagegen weniger Gefälle hat. So mußten wir die Fahrt ins Ungewisse wagen. Natürlich galt es, die Fahrt ohne Sturz zu überstehen. Es ging alles gut. Die Skier sausten nur so über den Schnee, der von den vielen Abfahrten glatt und rutschig war. Die Arme etwas angewinkelt, die Knie locker gebeugt, den Oberkörper nach vorne geneigt diese Haltung war uns geläufig, wir waren ja keine Anfänger mehr ging es in rasender Fahrt bergab. Die Beine zitterten zwar, als ich unten mit kraftvollem Schwung zum Stand kam, aber glücklich und strahlend machte ich mich zum neuen Aufstieg fertig.

Ich habe nicht gezählt, wie oft wir an diesem Tag den Hang hochstiegen und wieder hinabsausten, es mag ein dutzendmal gewesen sein. Die Stunden vergingen im Nu. Keiner dachte an den langen Heimweg. Erst als am Nachmittag die Schatten länger wurden und die Temperaturen merklich absanken, merkten wir, daß es Zeit zum Aufbruch war. Wir bedauerten es, daß wir nicht schon früher zum Erbeskopf gekommen waren. Die vielen Menschen, die sich hier trafen, hatten einen weiten Anmarsch.

Viele Mundarten und Sprachen hörten wir. Von überall im Lande kamen die Freunde des „weißen Sportes“ zum Erbeskopf. Die Zeitung berichtete anderntags, daß sich dort Skisportler vom Rhein, von der Mosel, der Nahe, vom Hunsrück und Westrich, Deutsche, Amerikaner, Franzosen und Luxemburger getroffen hätten. Dazu kamen noch die vielen Zuschauer aus den benachbarten Dörfern und Städten. Für alle, groß oder klein, ist das Wintersportgebiet am Erbeskopf eine Stätte der Freude.



Kaiser-Wilhelm-Turm auf dem Erbeskopf

Reime

Mädche Mädche ,
fleißich Mädche sitzt am
Rädche.
Manchmol hat's im Kopp
dat Rädche,
un der Sinn steht
no em neie Kläädche!

Buwe Buwe,
jdo gibt's feine,
do gibt's gruwe,
kurze dicke,
die sich zwicke,
lange große,
die sich schoße,
sich verschlaan
un ach ball deno vertraan.

Der Tirolerstein

Vor Jahren durchzogen Händler aus vielen Ländern unsere Heimat und boten ihre Waren feil.

So kam auch ein Tiroler ins Trauntal. Über seine Schulter baumelten die selbstangefertigten Holzlöffel und anderer Hausrat. Er wanderte von Haus zu Haus und verkaufte die Gegenstände. Gegen Abend kam er zur Hujets-Sägemühle und kehrte im dortigen Gasthaus ein, um ein Abendessen einzunehmen. Ermüdet ließ er sich nieder, nestelte seinen Geldbeutel auf und zählte den Erlös auf den Tisch. Draußen am Fenster stand ein Knecht. Mit gierigen Augen sah er das viele Geld. Er überlegte, wie er in den Besitz der Münzen kommen könne. Da hörte er, wie sich der Gast nach dem Wege nach Züsch erkundigte. Sofort stand des Knechtes Entschluß fest. Er lief voraus und versteckte sich seitwärts der Straße.

Die Dämmerung war hereingebrochen. Nichtsahnend machte sich der Tiroler nach Beendigung der Mahlzeit auf den Weg. Ruhe und Frieden lagen über den Wäldern.

Als er in die Nähe der preußischen Grenze kam, sprang plötzlich der Knecht aus dem Gebüsch hervor mit den Worten: „Geld her oder dein Leben!“ Der Tiroler weigerte sich. Es kam zu einem Handgemenge, bei dem der Knecht den Tiroler erschlug. Der Totschläger schleppte den Erschlagenen in den Straßengraben, deckte ihn notdürftig mit Laub zu und verschwand.

Am nächsten Morgen gingen die Holzarbeiter zu ihrer Arbeitsstätte. Als sie an den Tatort kamen, entdeckten sie Kampfspuren. Bei näherem Hinsehen erkannten sie eine Hand, die aus dem Graben hervorragte. Sie scharrtten das Laub weg und erkannten den Tiroler. Sie schaufelten ihm ein Grab, betteten ihn hinein und setzten einen Stein darauf, der im Volksmund noch heute der „Tirolerstein“ heißt. Der Knecht war verschwunden. Hat er sich den

irdischen Richtern entzogen, indem er oldenburgisches Gebiet verließ und ins preußische floh? Wir wissen es nicht!

Kinderreime

aus dem Volksmund des Birkenfelder Landes

Wo ist der Hunsrück am Ende?

„Zu Kreuznach auf der Brück,
da endet der Hunsrück.“

Was geht in Saarbrücken vor?

Peerer von Saarbrigge
hat e Sack voll Micke;
schleht se wierer e Poschte.
Poschte kracht, Peerer lacht,
Peerer fällt en Ohnmacht.

Die Prinzessin im Vorkastell

Da, wo die Traun den vorderen Zug des Hochwaldes durchbricht, erheben sich zur Linken die Berge zu beträchtlicher Höhe. Hier liegt inmitten des Waldes eine liebliche Bergwiese, Stäbel genannt, die seit undenklichen Zeiten von den benachbarten Gemeinden als Weideplatz benutzt wird. Hoch über dem Stäbel türmen sich die Felsen des Vorkastells. In den umherliegenden Felsblöcken sehen die Umwohner die Reste einer mächtigen Burg, die einst hier gestanden hat und durch ein unbekanntes Ereignis zerstört wurde. Aber noch sind die Verliese der Burg vorhanden, wenn nur jemand den Eingang dazu wüßte. In den Gewölben liegen reiche Schätze, auch lagert viel Wein darin, aber in seiner eigenen Haut, da die Fässer längst gefault und abgefallen sind.

In einem dieser Gewölbe steht eine prächtige Kutsche mit einer goldenen Deichsel so nahe am Ausgange, daß ein Hahn sie herausziehen könnte. In der Kutsche sitzt die schönste Prinzessin der Welt und schläft seit vielen hundert Jahren.

Wer doch die Prinzessin mit ihren Schätzen gewinnen könnte! Wer sie aber erlösen will, der muß durch einen engen Gang in das Gewölbe kriechen. Da hängt ein schwerer Mühlstein an einem Seidenfaden. Ein greulicher Riese steht dabei. Er will den Faden durchschneiden, wenn man unter dem Stein durchkriechen will. Schon mancher Sterbliche ist von den Geistern an die Stelle geführt worden, um die verwunschene Prinzessin zu erlösen. Es ist ihm auch versprochen worden, daß ihm an seinem Leben keine Unbill geschehen solle. Wer aber dies mit Schrecken sah, kehrte sogleich um und konnte durch nichts bewogen werden, das Wagestück auszuführen.

Die Sage vom Bartelskopf

In einem Dorf, nahe am Hochwald, wohnte früher ein Wirt namens Bartel. Bei ihm hielten die Fuhrleute an, schütteten ihren Pferden Hafer in die Holzkrippe und gingen danach in die Wirtsstube, um zu frühstücken. Bartel setzte ihnen Wein vor, den er mit Wasser verdünnt hatte. Während die Fuhrleute aßen, nahm er draußen den Pferden den Hafer weg und gab ihnen Häcksel in die Krippe.

Darum fand er nach seinem Tod keine Ruhe im Grab. Nachts, zwischen 12 und 1 Uhr, kam er aus seinem Hügel auf dem Friedhof hervor und flog als Geist auf die Hochwaldhöhe, auf der die Fuhrleute ihr Holz geladen hatten. Dort oben sauste er durch das Gipfelgeäst der hohen Bäume und rief: „Drei Schoppen Wasser und ein Schoppen Wein gibt auch ein Maß!“ Dann klang sein Ruf: „Hupp, hupp, Hafer!“ Wenn der erste Hahnenschrei aus einem Dorfe heraufklang, kehrte er in sein kaltes Grab zurück.

Leute aus Siesbach, die in jenen Zeiten noch nachts im Walde das Vieh hüteten, hörten sein Toben und Rufen. Als es in ihrem Dorfe bekannt wurde, gingen viele zur Mitternacht hinauf auf die Waldhöhe. Wieder sauste Bartel durch die Luft. Äste stürzten zu Boden. Hier und da wurde ein Mann in die Höhe gehoben und ein Stück weit durch die Luft getragen. Der Ruf von Wein, Wasser und Hafer klang nahe und laut.

Viele Jahre währte das ruhelose Treiben. Schließlich hatte der Wirt seine Sünden gebüßt und fand Ruhe im Grab. Heute noch heißt der Berg, auf dem er als Geist umging, Bartelskopf. Es ist die zweite Berghöhe hinter dem Ringskopf nach Hüttgeswasen zu. Ein tiefeingeschnittener alter Weg führt dicht daran vorbei.

Sage von Alt-Rinzenberg

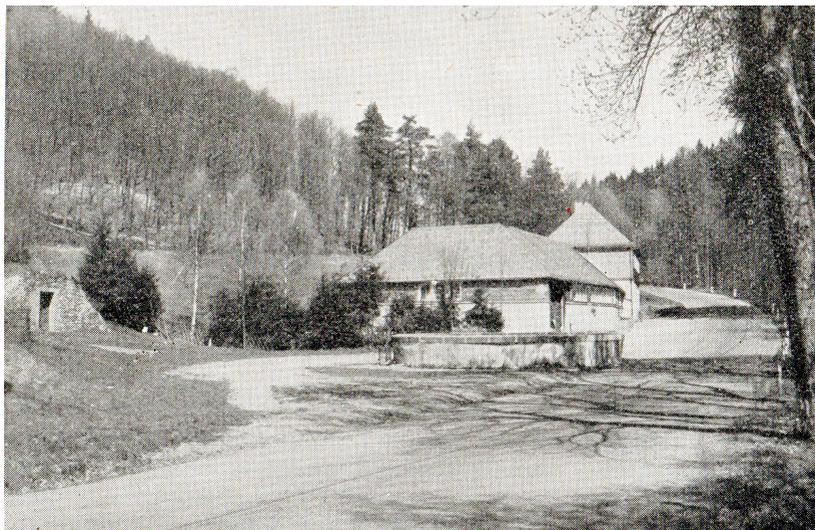
Der Hannickel zu Altrinzenberg war ein Mann, den die Sorgen ums tägliche Brot sehr drückten. Trotz des redlichsten Fleißes wurde es ihm immer schwerer, sich und die Seinen zu ernähren. Da hatte er einmal nachts einen seltsamen Traum. An seinem Bette stand ein Mann, der sagte: „Du mühst und plagst dich umsonst! Zu Koblenz auf der Brück', da findest du dein Glück.“ Als sich der Traum zum zweiten und dritten Male wiederholte, erzählte er seiner Frau davon. Die meinte, es könne ja nichts schaden, wenn er einmal hingehet und nachschaue. Gut, unser Bäuerlein machte sich auf den Weg vom Hochwald dem Rheine zu. Kaum gönnte er sich unterwegs Zeit zum Essen und Schlafen, um ja sein Glück nicht zu versäumen. Als der Mann in der Rhein und Moselstadt anlangte, ging er stracks zur alten Moselbrücke, um das verheißene Glück zu suchen. Jedes Steinchen kehrte er um, keine Ritze im alten Gemäuer übersah er, aber nirgends fand er, was er suchte. Drei Tage lang mühte er sich vergebens, da ward er verdrießlich und rief: „Ich Esel, der ich an Träume glaube. Hol' der Teufel die Koblenzer Brücke samt ihrem Glück!“ Da trat ein ernster Mann an ihn heran, der

schaute ihm verwundert ins Gesicht und sagte: „Ihr seid wohl nicht recht gescheit, daß Ihr so fest an Träume glaubt! Wie kann man denn sein Glück auf der Koblenzer Brücke suchen? Wäre ich so einfältig wie Ihr, so hätte ich schon längst das kleine Nest Rinzenberg aufgesucht, das ich bereits dreimal im Traume sah." Da spitzte unser Hochwaldbauer die Ohren, und neugierig fragte er: „Was soll's mit diesem Rinzenberg?" „Ei," versetzte der Moselaner, „dort soll im tiefen Dorfbrunnen seit Jahrhunderten eine Kiste voll Gold liegen. Was man aber von solchen erträumten Schätzen zu halten hat, das seht ihr jetzt wohl selber ein!" Kaum hatte unser Rinzenberger Bauer dies gehört, so rannte er wie der Blitz davon. Voller Hoffnung eilte er den Rhein und die Nahe aufwärts seinem Hochwalddörfchen zu. In der Nacht, als alles schlief, stieg er in den Dorfbrunnen und fand darin eine eiserne Kiste, voll Gold bis oben hin. So fand er doch sein Glück zu Koblenz auf der Brück.

Eine Wanderung zum Hambacher Sauerbrunnen

Am frühen Morgen wandern wir los. Mit einem frohen Lied auf den Lippen durchschreiten wir die noch leeren Straßen unserer Stadt. Dann geht es bergauf. Bald sind wir auf dem Stellberg, von wo wir einen herrlichen Ausblick haben. Tief unter uns liegt die Stadt.

Nun geht es auf ebener Straße weiter, bis wir schließlich in den Wald kommen. Hier senkt sich die Straße dem Hambachtal zu, und wir sind bald am Ziel. Zur Rechten grüßt uns ein Gasthaus, das seit einiger Zeit die Besucher des Sauerbrunnens bewirtet. Noch eine Biegung, da sehen wir schon den Brunnen vor uns.



Tief liegt er in die Erde eingebettet. Schnell steigen wir die Treppen hinunter und füllen unsere Becher mit dem köstlichen Sauerwasser, das so

angenehm in der Kehle prickelt.

Anschließend besichtigen wir die Petersquelle. Ihr Wasser wird zu Tafelwasser verarbeitet. Viele Flaschen mit Mineralwasser verlassen täglich den Betrieb, um überall die durstigen Menschen zu erquicken.

Nun setzen wir uns ein wenig ins Gras, um auszuruhen, und lauschen dem Murmeln der Quelle. Hören wir einmal ganz genau hin! Erzählt sie uns nicht etwas? Wir müssen die Ohren spitzen. Ja, jetzt höre ich es. Ganz leise murmelt das Wasser:

„Früher sah es anders aus als heute. Schon vor 2 000 Jahren kamen hier römische Soldaten vorbei und labten sich nach anstrengendem Marsch. Geht einmal ins Museum nach Birkenfeld, da findet ihr noch alte Göttersteine aus dieser Zeit!

Dann war es sehr, sehr lange ruhig hier. Aber auf einmal kamen viele Kranke, um durch mein Wasser gesund zu werden. Auf der Burg Birkenfeld, in Hambach und Rinzenberg wohnten sie. Da der tägliche' Weg für viele zu anstrengend war, baute man vor 200 Jahren ein Kurhaus. Drei Stockwerke war es hoch und reichte bis über die Straße. Und den Leuten, die nicht herkommen konnten, schickte man mein Wasser in Krügen, die hier gebacken wurden. Bis nach Rußland kam es damals.

Aber dann rückten Soldaten an in Frankreich war Revolution und seit dieser Zeit kam niemand mehr. Ich bin fast vergessen. Nur noch die Menschen der Umgebung erinnern sich meiner und besuchen mich. Und dabei ist mein Wasser doch so gesund!"

So erzählt die Quelle und noch vieles andere, was ich nicht behalten kann. Als sie zu Ende ist, nehmen wir frisch gestärkt und doch ein klein wenig traurig Abschied und wandern nach Hause.

Heiligenbösch

Wir wissen, daß vor ungefähr 2500 Jahren hier in unserer Heimat Kelten saßen, die sich später mit eingedrungenen Germanen vermischten. Keltische und germanische Götter wurden nun hier verehrt. Die Germanen verehrten ihre Götter in Hainen, in Waldesrücken, im Busch. Dort, wo heute die Heiligenbösch Kirche steht, und wo man beinahe das ganze Birkenfelder Land überschauen kann, dort war ein heiliger Hain.

In der Mitte desselben stand an einen Baum gelehnt die graue Fahne des Donnergottes mit dem großen roten Hammer. Am Rande des Waldes sammelten sich die Männer der Treverer. Im Schein des bleichen Mondlichtes näherte sich einer von ihnen dem heiligen Busch. Es war der Stammespriester. Er sah die Goldspangen an den Bäumen und die goldenen Gewänder an den Ästen, die von seinen Volksgenossen gestiftet und von ihm hierher gebracht worden waren. Keiner der Männer würde es wagen, in diesen Hain einzudringen. Der rote Hammer würde ihn zerschmettern. Langsam bewegte sich der Priester in Richtung der Fahne. Oft machte er

das Zeichen des Hammers vor der Brust; denn auch er fürchtete den Donner.

Voller Andacht ergriff er die Fahne und trug sie aus dem Hain. Schweigend erwarteten ihn die Männer. Nun reckte er die Fahne hoch. Als sie sich im Winde blähte, ging ein Murmeln der Befriedigung durch die Reihen. Sie wußten, daß der Donnerer auf seinem Wagen herangeeilt war und über ihnen hielt. Ein Altar aus Steinen war errichtet. Darauf loderte ein Feuer. Einer der Stammesältesten führte ein weißes Pferd heran. Mit durchschnittenem Hals lag es sogleich am Boden. Hochauf schoß das Blut. Mit einer Bronzeschale fing der Priester es auf und spritzte es mit den Fingerrücken in die Flammen auf dem Opfertisch. Dann bat er den Donnergott, ihnen beizustehen, ihnen den rechten Weg zu zeigen bei den wichtigen Beratungen, die nun begannen.

Zur Römerzeit, vor dem 4. Jahrhundert, finden wir hier eine bedeutende Siedlung, wie aus den Mauerresten zu ersehen ist. Der Ort lag ganz in der Nähe einer Kreuzung von zwei Römerstraßen. Einige Gebäude und ein Heiligtum standen hier. Darüber hören wir folgendes:

„Das Haus des Gutsherrn ist nach Süden gerichtet. Breit und wuchtig steht es da. Mit rechteckigen Falzziegeln ist es gedeckt, die in und übereinander geschoben und da, wo zwei Dachflächen zusammenstoßen, mit Holzziegeln abgedeckt sind. Durch den Hausgarten, in dem man fremde Pflanzen, wie Radieschen, rote Bete, Kohl, Kirschen und Weintrauben sieht, kommen wir in den Hausflur, dessen Boden aus Ziegelestrich besteht. Die vier Zimmerböden ruhen auf 80 cm hohen Pfeilern. Trotz des kühlen Wetters sind die Räume warm. Da, wo sie zusammenstoßen, steht ein Ofen, in dem Holzscheite glühen. Die heiße Luft zieht durch, die Luftschächte in Böden und Wände und erwärmt sie. Decken und Wände sind mit großen Ziegelplatten getäfelt, die einen Kalkverputz tragen, auf dem Blumenmuster in bunten Farben aufgetragen sind. Die Räume sind schön hell, weil sie Glasfenster haben. Auch das Bad fehlt nicht. Die Treverer besitzen nur Häuser aus Holz und Flechtwerk, das mit Lehm ausgeschmiert ist, ohne Heizung und Fenster.

Der reiche Wildbestand des Hochwaldes reizt die römischen Grundherrn zur Jagd, und es ist begreiflich, daß sie vor Beginn derselben der Göttin Diana opfern."

Man fand hier das Sandsteinbild eines Hundes, des Begleiters der Göttin. Eine schön geformte Diana aus Bronze wurde beim Hunnenring geborgen. Christliche Gemeinden, die vielleicht zur Römerzeit hier entstanden waren, wurden durch die Völkerwanderung hinweggefegt.

Gegen Ende des 7. Jahrhunderts tauchte ein Verkünder der Lehre Christi auf. Dort im heiligen Hain, wo Thor und Diana verehrt wurden, war der rechte Ort dazu. Argobast, so hieß der Glaubensbote, sammelte hier die Franken aus der Umgebung und erzählte ihnen vom Gott der Liebe, den man nicht zu fürchten brauche wie Thor. Die Franken hörten nicht auf ihn, die Furcht vor der Rache ihrer Götter bei einem Abfall war zu groß.

Argobast entschloß sich, die Heiden von der Ohnmacht ihrer Götter zu überzeugen und einen von den heiligen Bäumen zu fällen. Er ergriff eine Axt und trat an den Baum heran. Entsetzen erfaßte die Umstehenden, als der erste Hieb den Baum traf.

Scheu wichen sie zurück. Aber kein roter Hammer sauste auf den Frevler hernieder. Mit Bewunderung sahen sie auf den kühnen Mann und hörten aufmerksam seine Predigten. Bald waren einige Schüler bereit, die Taufe zu empfangen. An der Stelle, wo der heilige Baum niederfiel, hörte man die Fragen des Argobast:

„Entsagst du den Teufelwerken und worten: Donar, Wotan, Saxnot?“ und die Antwort der Täuflinge: „Ich entsage Wotan, Donar, Saxnot und allen Unholden, die ihre Genossen sind.“

„Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?“ „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.“

Aus dem Holz des gefälltten Baumes wurde im heiligen Busch eine Kapelle gebaut, die bis ins 14. Jahrhundert erhalten blieb. Reiche Schenkungen an Wald, Wiesen und Ackerland erhielt die Kirche um 700 vom Paulinusstift Trier. Die 76 ha große Kirchenhecke auf dem Bann Hattgenstein gehört noch heute zur Heiligenbösch Kirche.

Wer Heiligenbösch im 15. Jahrhundert an einem der Markttage besuchte, war erstaunt über die Volksmenge, die hier zusammenströmte. Am 29. August und auch am Elisabethstag (19.11.) bewegten sich lange Züge von Kaufmannswagen dahin. Sie kamen von der Mosel und aus der Pfalz. Bis



Heiligenbösch Kirche

dicht unter die Planen waren viele Wagen mit allen Dingen beladen, die man heute noch gern auf den Märkten kauft. Da aber die Wege unsicher

waren, trugen die Kaufleute Waffen, und auch die Fuhrleute hatten ihre Spieße im Wagen bereitliegen. Zudem geleiteten Ritter in Eisenrüstungen mit ihren Knechten die Züge, um sie vor Überfällen durch Räuber zu schützen. Sobald sie das Gebiet der Herzoge von Birkenfeld erreicht hatten, standen sie unter deren Schutz. Bei der Anfahrt zum Marktplatz sahen sie die Kirche, beinahe in ihrer heutigen Gestalt, fünf Bauernhäuser und einige Gebäude, die zum Markt gehörten. Beide Märkte waren bei der Bevölkerung des Birkenfelder Landes sehr beliebt, weil sie den Bauersleuten nach den heißen Tagen der Heu und Getreideernte und dann nach der Hackfruchternte eine wohlverdiente Abwechslung boten.

Um 1600 wurde nur noch ein Markt abgehalten. An Stelle der fünf Höfe sehen wir ein herrschaftliches Hofhaus mit Stallungen, Scheunen und Schuppen. Der Herzog von Birkenfeld hatte die Höfe für 1193 Gulden gekauft und ein Hof gut eingerichtet, auf dem er 402 Schafe hielt. Das Wiesenland brachte 48 Wagen Heu und 7 Wagen Grummet. An Frucht wurden nur 308 Garben Roggen und 208 Garben Hafer geerntet. Die Franzosen beschlagnahmten nach ihrem Einrücken 1792 das Gut und versteigerten es 1803 in Trier. Der neue Besitzer teilte es wieder in kleine Äcker und Wiesen auf und verkaufte sie an die Bauern der umliegenden Orte. Die seit 700 zur Kirche gehörige 76 ha große Kirchenheck blieb der Kirchengemeinde erhalten.

Wie es heute in Heiligenbösch aussieht, darüber berichtet ein Heimatfreund aus Leisel:

„Den Besucher des Friedhofs umfängt die feierliche Stille dieses gepflegten Gottesackers am Rande des Hochwaldes. Hoch ragt in seiner Mitte ein steinernes Denkmal, das die Gemeinden Leisel, Schwollen und Hattgenstein ihren Gefallenen des 1. Weltkrieges errichtet haben. Die Kirche steht außerhalb des Friedhofs, von zwei uralten Linden flankiert. Ein dritter Baum, der die Bewunderung aller Besucher erregt, ist eine ebenso mächtige Ulme am Eingangstor des Friedhofs. Die Bäume haben einen Umfang von 4,5 m, und die Ulme breitet ihre Äste bis zu einer Länge von 11 m aus. Fachkundige schätzen sie auf 250 bis 300 Jahre, und man wird wohl annehmen können, daß diese Bäume 1730 gepflanzt wurden, da in diesem Jahr die jetzige Kirche erbaut wurde. Das um 1600 erbaute Hofhaus neben der Kirche wurde 1953 zu einem evangelischen Jugendheim umgebaut.“

Der Teufel in der Kiste

In früherer Zeit lebte in Hußweiler eine Bauersfrau, die ein Teufelchen in einer großen Truhe hatte. Eines Sonntags machte die Frau sich zum Kirchgang fertig. Beim Weggehen sagte sie zur Magd: „Geh mir nicht an die Kiste!“ Als das Mädchen allein im Hause war, wurde seine Neugierde so groß, daß es den Deckel aufhob. Es sah den Teufel in der Kiste sitzen und ließ erschrocken den Deckel wieder zufallen. Als die Bauersfrau nach Hause kam, sagte sie sofort zu der Magd: „Du warst an der Kiste!“

Wanderziele im Amt Birkenfeld

- A. am und im Hochwald:
 - 1. Krummkehrfelsen, Beilfels, Minnafels, Rothenberg, Wehlenstein, Felsengruppen aus Grauwacke.
 - 2. Vorkastell und Ringskopf vorgeschichtliche Ringwälle.
 - 3. Dollberg mit Tirolerstein: Grenzstein.
 - 4. Heiligenbösch Kirche mit Friedhof.
 - 5. Sauerbrunnen bei Hambach und Schwollen.
 - 6. Leiseler Jagdhütte.
 - 7. Graues Kreuz (Grenzstein).
- B. die Seitentäler
 - 1. Das Trauntal: Brücken mit der chemischen Fabrik (Hiag).
Abentheuer (alte Eisenhütte).
Hujetsägemühle (Sägewerk).
 - 2. Das Steinautal.
 - 3. Das Schwoillbach und Hambachtal.
 - 4. Das Siesbachtal.
- C. das Nahetal:
 - 1. Feldspatwerke Schmeier Vollmer.
 - 2. Frauenburg bei Sonnenberg: Burgruine der sponheimischen Gräfin Loretta.
 - 3. Klausfelsen: zwischen Sonnenberg und Enzweiler.
- D. Ortschaften
 - 1. Die Stadt Birkenfeld: Burg, Heimatmuseum, Ziegelei, Schwimmbad, Kreisverwaltung, Gymnasium,
 - 2. Fischerhof: Musterhof des Präsidenten Hannibal Fischer.

Mein Nahetal

Du liebliches Tal dort am grünen Rhein,
durchwoben von Blüten und sonnigem Schein,
von Wäldern und Bergen mit Reben umkränzt,
von rauschenden Wellen der Nahe durchglänzt,
du bist meine Lust, frei fühlt sich die Brust
von Sorge und Qual im Nahetal.

Wie einst deine Burgen ein adlig Geschlecht
entsandten zum Kampfe für Freiheit und Recht,
so sind deine Söhne noch heut sich bewußt,
daß Liebe zur Freiheit durchglüht ihre Brust.
Echt sei wie ein Hort ihr Wandel und Wort
wie Wein im Pokal im Nahetal.

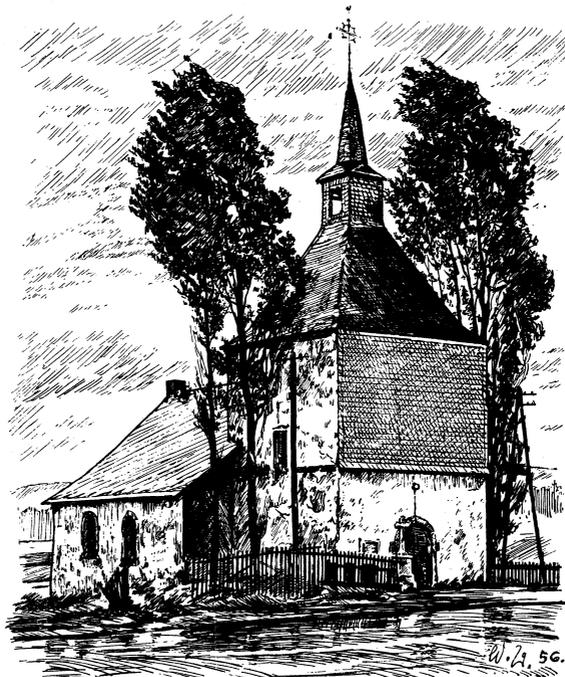
So lange die Rebe am Ufer dir blüht,
so lange die Nahe zum Rheine hinzieht,
beschirme dich Gott, bleibe deutsch nur dein Land
so fest wie die Felsen am Nahestrand.
Laut töne dein Preis in fröhlichem Kreis,
du Land meiner Wahl, mein Nahetal.

Kinderreime zu Ostern:

Die Mutter färbt die Eier, der Vadder lät se int Gras.
Do mäne die dumme Kinnä, et wär der Osterhas.

Um die Osterzeit werden auch Hupen und Pfeifen gemacht. Damit die Rinde sich löst, wird der Weidenzweig geklopft und dabei gesungen:
Hup, hup, Weire, Saft, Saft, Seire, Mudda geb ma e Nol! (Nadel)
Wat duschte mit da Norel? Säckelche nähe, Säckelche nähe!
Wat duschte mit dem Säckelche? Staincha reffe, Staincha reffe!
Wat duschte mit de Staincha? Vohle werfe, Vohle werfe!
Wat duschte mit all Vohle? Brore, des mei Hup soll gut gerore!"

Hup, hup, Weire, mei Messa will nit schneire, werfi et in die Noh (Nahe),
Wirds katzegroh, holen i et wiera erous, is mei Pfeifche ous.



Die Kapelle in Selbach

Das Sötener Goldfeuerchen

Der Schneiderhannes von Söttern hatte bei seiner Freundschaft in Achtelsbach etwas lange „gemait“. Erst nach Mitternacht ging er raschen Schrittes die Espenheck hinauf, und bald stand er auf der Höhe am Kreuzweg. Der Himmel war sternenklar, ein leiser, lauer Wind kam vom Schafberg herüber, und drüben über dem Tale lag sein schlafendes Dorf. Einen Augen* blick blieb er stehen und schaute ins schweigende Land hinaus. Da fiel's ihm plötzlich wie eine Zentnerlast aufs Herz: „Übermorgen soll ich dem Juden achtzig Gulden bezahlen, und dreißig fehlen noch; woher holen und nicht stehlen! Was nützt mich all mein Schinden und Rackern; ich bin und bleibe ein armes, gequältes. Bäuerchen, bis sie mich den Birgel hinauftragen. O, wäre ich doch auch einmal so reich wie der Balzer oder das Mordche! Der Hannarem hat sein Glück hinterm Urteil gefunden, im Hofborn steckt die goldene „Schees“. Wenn ich den richtigen Spruch wüßte, könnte ich bald eine Feder in die Luft blasen.“

Ab! Schnell die Pfeife gestopft und dann heim! Der „Erdekluwe“ ist bald geladen, Stahl und Stein sind zur Hand, aber kein Fetzen Zunder in der Tasche. Verdrießlich wollte er weitergehen, da sprach dreimal laut und vernehmlich eine Stimme neben ihm: „Greif zu, greif zu, greif zu!“ Verwundert drehte er sich um, doch weit und breit war niemand zu sehen.

„Träume ich oder spukt's hier?“ dachte er und wollte weitergehen. Aber was glühte denn da neben dem dicken Steine am Weg? „Wahrhaftig, ein Feuerchen!“ Sanft und lockend strahlte ihn die stille Glut an. „Hat das Heidenvolk,“ sprach er, „das noch vor Nacht hier lagerte, nicht einmal sein Feuer ausgetreten! Ah, meine Pfeife!“ Er bückte sich nieder, scharrte sich eine glühende Kohle heraus, legte sie mit den bloßen Fingern auf den Tabak und zog. Es brannte nicht; eine andere her! Er legte die zweite auf, drückte sie mit dem Daumnagel fest und zog im Weitergehen kräftig an. Wieder kein Rauch! Noch einmal zurück, aber dann ist's Schluß. Als auch die dritte nicht zünden wollte, stülpte er kopfschüttelnd den Deckel auf die Pfeife und ging weiter. „Hast du zugegriffen, und hast du genug?“ hörte er's wieder hinter sich rufen; aber dieses Mal hastig, fast ängstlich. „Gewiß habe ich zugegriffen, und genug habe ich auch“, entgegnete er zornig dem unsichtbaren Rufer. „Heraus, du ‚Bozemann‘, wo steckst du!“ Er erhielt keine Antwort; aber am Dankenberg glaubte er, ein spöttisches Lachen zu hören.

Am nächsten Morgen wollte er, wie gewöhnlich nach dem Aufstehen, ein Pfeifchen anstecken. „Was, ein Goldstück auf dem unversehrten Tabak, wie geht das zu?“ Und schon sank er zurück aufs Bett, so sehr war es ihm in die Glieder gefahren. „Ich war gestern abend am Goldfeuerchen,“ zuckt es ihm durchs Hirn, „und wußte es nicht. Wenn ein Heischermann nichts haben soll, dann verliert er das Brot aus der ‚Kez‘. Greif zu, hatte es gerufen, und ich Esel verstand es nicht!“ So schnell ihm die zitternden Beine tragen konnten, lief er nach der Espenheck. Zwei Goldstücke fand er noch, es waren die weggeworfenen Kohlen. Gold und Feuer waren verschwunden. Aber einen Trost hatte er, er konnte rechtzeitig seine Schulden bezahlen. So oft er auch später den Weg ging, nie mehr sah er das stille, glänzende Feuer.

Sprüche von der Heimat

In der Welt so mänt ma
wachse große Bääm.
Doch zuletscht
do senn die scheenschte Bääm
dehääm.

Drum: Dehääm
is immer noch dehääm,
wenn ach eener weit enaus
bis no Timbuktu kääm

Leit gibts iwerall
un hiesich.
Dodevon se schwätze,
das wär mießlich.
Hon ma awa grad dovon die Red:
Hiesich Leit sin meischtens
sauwa, fleißich, brav und nett.

Pfalzgraf Kaspar

Es ist ein stürmischer Herbstabend des Jahres 1489. In flinkem Trab sprengt eine Schar Reisige über die Zugbrücke der Burg Nohfelden. In ihrer Mitte führt sie einen gefesselten Gefangenen. Er sträubt sich heftig, als er vom Pferd gehoben wird; unter Fluchen und Schelten wird er in sein Gefängnis gestoßen und die Tür ins Schloß geworfen.

Traurig steht er nun am vergitterten Fenster seiner Zelle, tief unter ihm ist der Graben der Burg; kein Entrinnen ist von hier aus möglich. Verzweifelt setzt sich der Mann auf den Schemel nieder und starrt zum Fenster hinaus. Wie fröhlich hat er da einst als Kind gespielt und später als Jüngling in den Wäldern gejagt. Wie grausam hat das Schicksal mit ihm gespielt, daß er nun als Gefangener hier sitzen muß.

Es ist der Pfalzgraf Kaspar, der älteste Sohn des Herzogs Ludwig von Zweibrücken. Er sollte nach des Vaters Tod Herzog werden. Als junger Mann kam er an den Hof des Kurfürsten von der Pfalz nach Heidelberg. Da begann sein Unglück. Der Kurfürst, der immer danach strebte, das Herzogtum Zweibrücken mit seinem Land wieder zu vereinen, nahm den jungen Pfalzgrafen gegen den eigenen Vater ein. Bald hörte er nicht mehr auf dessen Bitten und Ermahnungen. Er kehrte aber nicht heim, sondern verlebte die Jahre am Hofe des Kurfürsten. Da wurde er enterbt und sein Bruder Alexander zum Nachfolger des Herzogs bestimmt. Als im Jahre 1489 der Vater starb, wollte sich Kaspar mit Gewalt sein Recht verschaffen. Er fiel mit seinen Reisigen in das Gebiet seines Bruders ein. Aber der Handstreich mißglückte. Er wurde gefangengenommen und auf die Burg Nohfelden in Haft gebracht.

Langsam schleichen die Tage im Gefängnis dahin. Der Pfalzgraf sinnt auf Flucht. Er hat einen Diener gewonnen, der ihm helfen will. Dieser kennt einen geheimen Gang, der von der Burg unter der Erde hin zu einem Gebüsch außerhalb der Mauern führt. Durch diesen Gang soll Kaspar ins Freie gelangen. Aber ein Felsstück ist in der Mitte des Ganges niedergebroschen und versperrt den Durchgang vollkommen. Die Flucht mißlingt. Doch bald bietet sich eine neue Gelegenheit. Es ist Oktober, und in Nohfelden ist Kirmes. Da geht es hoch her im Dorfe. Auch die Knechte und Mägde der Burg haben heute Feiertag. Selbst die Dienstleute sind zum Tanz gegangen; nur die Torwache ist zurückgeblieben. Der treue Diener hat

Kaspar die Kleider eines Bauernknechtes verschafft. In dieser Verkleidung will er versuchen, unerkant aus der Burg zu entkommen. Den Hut tief ins Gesicht gezogen, tritt er in den Hof und will zum Tor hinaus. Um sich ganz unkenntlich zu machen, hinkt er ein wenig. Doch da wird der Wächter stutzig. Er hält ihn an, zieht ihm den Hut vom Kopf und erkennt den Pfalzgrafen. Der versucht, sich mit Gewalt den Ausgang zu erzwingen, aber er wird überwältigt und in sein Gefängnis zurückgebracht.

Von diesem Tage an wurde seine Haft verschärft. Nun gab es keine Möglichkeit des Entrinnens mehr. Auf Lebenszeit war er in seine Zelle verbannt. Da verfiel der arme Graf dem Wahnsinn. 36 Jahre noch dauerte seine Haft, bis ihn im Jahre 1527 der Tod erlöste. Er wurde in der Kirche im nahen Wolfersweiler begraben.



Die Frauenburg

Türkismühle

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg traf ich in Türkismühle oft mit einem alten Herrn aus Nohfelden zusammen, der gern über seine Jugendjahre plauderte. Von Türkismühle erzählte er folgendes:

„Als ich noch ein kleiner Junge war, kam ich nur selten an diesen Ort, er war mir zu unheimlich. Nichts als die klapprige Mühle des alten Türkis stand hier an der Nahe. Rundherum war sie von Wald umgeben. Auf dem linken Naheufer standen dunkle Tannen, auf dem rechten mächtige Buchen. Nur einige Bauern aus den umliegenden Dörfern brachten ihre Frucht dahin und tranken dann vielleicht einen Schnaps in der Kneipe des Müllers. Sonst

hat sich damals kaum jemand nach diesem düsteren Ort gewagt, zu dem während der Wintermonate kaum ein Sonnenstrahl drang. Heute spazieren wir Nohfelder nicht nur an Sonntagen, sondern auch während der Woche gern hierher, weil wir in einem Hotel, einem Cafe und zwei Wirtschaften auf angenehme Räume, gute Speisen und Getränke rechnen, sowie auf Wanderfreunde aus Birkenfeld, Idar-Oberstein und dem Saarland treffen können." Auf meine Frage, wie es dazu kam, daß der Ort so emporblühte, fuhr der Erzähler fort: „Seitdem die Bahn vom Rhein nach Saarbrücken durch unser Birkenfelder Land geht, ist der Ort aus seinem Dornröschenschlaf erwacht. In den Jahren von 1850—1860 kamen Tausende von Arbeitern in die ruhigen Orte, die von der Bahnstrecke berührt wurden, um den Bahnkörper, die Tunnels, die Brücken und Bahnhöfe zu bauen. Hier wurde ein großes zweistöckiges Bahnhofsgebäude errichtet. Wir Nohfelder waren richtig neidisch, denn bei uns stand nur ein Häuschen, das eher einem Schuppen als einem Bahnhof glich. Wir hatten gar nicht damit gerechnet, daß man neben die einsame Mühle einen Bahnhof setzen würde, weil wir nicht bedachten, daß alle Wege aus dem Gebiet von Hermeskeil bis Wadern und Tholey hier zusammenlaufen. Deshalb wurde auch 1897 von hier aus die Bahn nach Trier gebaut. So war Türkismühle Eisenbahnknotenpunkt geworden. Immer mehr Bahn und Postbeamte kamen und erhielten Wohnungen. Bäcker, Metzger, Kaufleute und Handwerker folgten ihnen. Der unglückliche Ausgang des Ersten Weltkrieges hatte zur Folge, daß das Saargebiet zu Frankreich kam und Türkismühle Grenzbahnhof wurde. An der Straße nach Sötern, am Rande des herrlichen Holzhäuser Waldes, wurden einige nette Häuser gebaut, in denen die Zollbeamten mit ihren Familien wohnen sollten. Deutschland brauchte viel Geld. Es schlug daher einen hohen Zoll auf Kaffee und Zigaretten. Im Saargebiet waren diese Genußmittel so billig wie vor dem Krieg. Daher tauchten die Schmuggler hier auf. In stockdunkler Nacht begaben sie sich mit ihren Rucksäcken auf den gefährlichen Weg durch den Holzhäuser Wald oder durch den Buchwald. Gelang ihnen der Grenzübertritt, so hatten sie viel Geld verdient, wurden sie aber von den Zollbeamten mit ihren Hunden gestellt ,dann erhielten sie hohe Geld und Freiheitsstrafen. Andere Zollbeamte waren auf dem Bahnhof tätig. Sie untersuchten die Koffer der Reisenden und die Rucksäcke der vielen Bergleute und Hüttenarbeiter, die aus dem Saargebiet kamen. Deshalb hatten die Züge hier einen längeren Aufenthalt."

Dieser Erzählung ist nur noch kurz anzufügen, daß 1933 die Bahn nach Kusel fertiggestellt wurde, und daß 1936 die Zollbeamten verschwanden, weil das Saargebiet wieder zu Deutschland kam. Seit Ende des Zweiten Weltkrieges sitzen wieder Zollbeamte in Türkismühle, aber es sind Franzosen. Sie führen denselben Kampf, wie es ihre deutschen Kollegen vor 1936 taten. Kaffee und Zigaretten sind im Bundesgebiet immer noch nicht viel billiger als nach dem Ersten Weltkrieg. Das reizt die Schmuggler immer wieder, einen Versuch zu wagen.

Auch diese Grenzkontrolle ist nun verschwunden, und das Saargebiet gehört wieder zum Mutterland.

Wie das Kirchlein nach Georg-Weierbach kam

Zwischen Weierbach und Dickesbach hütete einst ein Hirte die Schweine. Eifrig suchten die Tiere nach Wurzeln und Würmern. Ein Eber wühlte ein tiefes Loch. „Was sucht denn dieser Kerl dort?“ dachte der Hirte. Zunächst glaubte er, der Eber wühle einen Stein aus, und trat näher. Zu seinem größten Erstaunen gewahrte der Hirte eine Glocke. Nun kümmerte er sich nicht mehr um seine Herde, eilte ins Dorf und rief: „Der Eber hat auf dem Schäd eine Glocke ausgewühlt!“ Die Leute ließen alles stehen und liegen und liefen hinaus, die Glocke zu sehen. Niemand konnte sich den Fund erklären. Was soll nun mit der Glocke gemacht werden? Man überlegte hin und her. Es wurde der Vorschlag gemacht, ein Kirchlein zu bauen und die Glocke in den Turm zu hängen. Wo sollte aber das Gotteshaus stehen? „Ein blinder Esel soll die Stelle bestimmen!“ rief es aus der Menge. Darüber gab es ein großes Gelächter. Ein Männlein in weißem Bart trat hervor und sprach in ernstem Tone: „Ihr Männer und Frauen, lacht nicht. Ihr kennt doch alle den blinden Esel unten im Dorf. Dem wollen wir die Glocke auf den Rücken legen und ihn dann laufen lassen. Wo er sich zur Ruhe legt, wollen wir das Kirchlein bauen.“ Niemand hatte einen besseren Vorschlag. Zwei Burschen gingen fort, um das Tier zu holen. Kräftige Männer luden ihm die Glocke auf und banden sie fest. Das Tier stapfte zur Nahe hinunter, schritt durch das Wasser und stieg langsam am jenseitigen Hang hinauf. Ermattet legte sich das Tier in den Schlehndornen nieder. Da riefen die Leute: „Hier soll die Kirche erbaut werden!“ Alle waren zufrieden, denn es war ein herrlicher Platz. Bald wurde mit dem Bau begonnen. Und noch heute grüßt das Kirchlein hinunter ins Nahetal! Von Mund zu Mund geht das Sprüchlein: „Die Bimmel, die Bam, wild Eber mich fand. Schel (blind) Esel mich trug nach Weierbach in die Dore“ (Dornen).

Der Tag von Frauenberg 1762

Ein fürchterliches Unwetter hatte das obere Nahetal heimgesucht. Die sonst so stille Nahe war durch die niedergegangenen Wassermassen zu einem reißenden Strom geworden. Eine ganze Menge Heu, das ihr die Nebenbäche mitgebracht hatten, große Bäume, die samt den Wurzeln ausgerissen wurden, trug sie mit sich fort. Die im Tale liegenden Äcker wurden durch ihre Wassermassen überschwemmt. Sogar die Straßen überflutete sie. Sie stieg an den Bäumen hinauf und hängte das Heu in die Äste und Zweige. Wo mochte das wohl gewachsen sein? Vieles davon kam von Reichenbach, wo das Unwetter auch gewütet hatte.

In Frauenberg wurde es Nacht. Die Burg war längst in Dunkel gehüllt. Unten in den Häusern schloß man die Türen und zündete die Lampen an.

Im Hirtenhause saßen sie eben beim Abendessen und redeten vom Gewitter, und von der Kälte und davon, daß es irgendwo arg gehagelt haben müsse.

Da klopft es heftig ans Fenster, und eine Stimme draußen ruft: „Das Hochwasser kommt!“ „Wo?“ ruft entsetzt der Hirte, springt vom Tische auf und läuft hinaus. Nichts ist zu sehen, aber es rauscht, es braust, es zischt, und mit donnerndem Getöse schäumen die Wogen ganz in der Nähe vorbei. Rasch eilt der Mann zurück ins Haus. „Rettet euch!“ ruft er mit heiserer Stimme, „das Wasser, das Wasser!“ Kurz entschlossen springt er in seinen Stall und holt die Kuh, seine wertvollste Habe. Sie sträubt sich, in die Dunkelheit hinauszugehen, umsonst, sie muß rasch mit. Dann geht's schnell den Berg hinan, der Frau nach, die mit der Laterne voranschreitet. Da eilen aus den Nachbarhäusern auch schon die Leute heraus. Frauen klagen händeringend, Kinder schreien. Dort tragen einige Männer auf einer Bahre einen Greis, der allein nicht entfliehen kann. Alle suchen Rettung vor den Wogen der Nahe und den reißenden Fluten des sonst so zahmen Aubaches. Jeder verläßt sein Häuschen am Fuße des Berges und versucht, auf die Höhe zu kommen. Zu Tode ermattet kommen die Flüchtlinge oben an. Zuletzt keucht der Hirte mit seiner Kuh heran. Er kann vor Angst und Aufregung kein Wort reden. Die Beine wollen ihn vor Mattigkeit nicht mehr tragen. Er muß sich hinsetzen.

Im Kreise der Flüchtlinge herrscht Totenstille, die nur hier und da durch Schluchzen unterbrochen wird. Immer lauter wird das Getöse am Fuß des Berges. „Unser Haus“, seufzt die Hirtin. Der Schuch Karl sitzt hinter seiner Laterne, seine Frau und die Tochter stehen besorgt neben ihm. Manchmal scheint es, als wolle er etwas sagen, aber nur seine bleichen Lippen bewegen sich. Mitternacht ist längst vorüber. Ein starker Wind hat die Wolken verjagt.

Als dann die Morgensonne aufgeht, übersieht man das ganze Unglück. Die Straße verschwindet im Wasser. Die nächsten Häuser stehen bis zur Türschwelle im Wasser, andere bis zu den Fenstern, andere bis unter das Dach. Von einigen ist gar nichts mehr zu sehen. Sollten sie bloß vom Wasser verdeckt sein?

Als die Sonne höher steigt, tritt auch das Wasser unten im Tale zurück. Die Flüchtlinge auf dem Berg machen sich auf den Weg in ihr Dorf zurück. Welch trauriges Bild der Verwüstung zeigt sich da! Vom Hirtenhaus ist keine Spur mehr zu finden, und auch das Schuchenhaus ist bis auf die Grundmauern von den Fluten weggespült. Und wie sieht es in den anderen Häusern aus? Auf dem Stubenboden steht noch Wasser, Sand und Steine sind angeschwemmt. Die Wände sind voll Schmutz. Auf Tischen, Stühlen und Betten liegt eine Schicht von gelbem Schlamm. Die Männer werfen ganze Haufen Sand und Steine durch die offene Tür auf die Straße. Dort hat das Wasser große Löcher gerissen. An manchen Stellen liegen Balken und Geräte zusammengeschwemmt. Die noch stehengebliebenen Häuser haben in den Mauern breite Risse und große Sprünge, so daß an eine Ausbesserung nicht zu denken ist.

Die Bewohner Frauenbergs wollten auch gar nicht mehr unten im Tale wohnen. Sie rissen ihre Häuser und Scheunen ganz ab und fuhren das Holz, die Steine und was sonst noch brauchbar war den Berg hinauf. Dort, wo Frauenberg gestanden hat, sind zuletzt nur noch niedrige Mauern zu sehen gewesen. Gras wuchs auf der Straße und zwischen den Haustrümmern. Waldbäume faßten zwischen den Obstbäumen Wurzel, und heute erinnert nur noch wenig an das Dorf, das früher dort stand. Nur die Großmutter erzählt am Winterabend den Kindern von dem großen Unglück, als Frauenberg in einer Hochwassernacht unterging.

Johannislied (Auszug)

Heut haben wir Johannisnacht, grün ist die Linde;
wir fordern schon die ganze Nacht, schöne Jungfrau, wir sind da,
Eier heraus geschwinde! Es muß ein ganzes Dutzend sein,
grün ist die Linde; sonst hauen wir die Fenster ein;
schöne Jungfrau, wir sind da, Eier heraus geschwinde.
Laßt uns nicht so lang hier stehn, grün ist die Linde;
wir müssen heut noch weiter gehn, schöne Jungfrau, wir sind da,
Eier heraus geschwinde!
Wir danken euch für eure Gaben ...

Kinderreime

Mairänche, drips auf mich, deß ich bessa wachse!
Mairänche, Iwaränche, drips auf mich, dann wachsen ich.

In verschiedenen Dörfern geht zu Pfingsten ein mit blühendem Besenginster besteckter „Pfingstbär“ durch die Straßen. Dazu wird gesungen:
Quack, quack, quack, zwei Eier in den Sack,
zwei Eier in den Ranzen, morgen wollen wir tanzen.

Mainacht

Auf die Mainacht freut sich die Jugend der mittleren Nahegegend schon lange vorher. In der zweiten Hälfte des Monats April bilden sich in manchen Orten mehrere Gruppen, in anderen eine geschlossene Gemeinschaft. Was wollen sie? Alle beseelt ein unbändiger Arbeitswille. Gilt es doch, den größten Maihaufen aufzurichten. Was kann man nun alles dazu brauchen? Da hat der Bauer Dornenreiser aus der Hecke herausgehauen, die man sehr gut gebrauchen kann. Andere lassen hier und da eine Welle Holz mitgehen. Bei einem Autobesitzer erbettelt man sich einen alten Reifen, weiß man doch, daß dadurch das Feuer angefacht wird.

So wird in mühsamer Kleinarbeit der Haufen auf gebaut. In den letzten Tagen muß er bewacht werden, daß er nicht kleiner oder aus Schabernack angezündet wird.

Nun kommt die Mainacht heran. Unterdessen haben sich die Buben mit alten Reiserbesen bewaffnet. Etliche haben auch ein Bündel Stroh an einem Stock befestigt. Sobald es dunkel geworden ist, flammen die ersten Feuer auf, denen nach und nach noch mehrere folgen. Erst klein, entwickelt sich die Flamme immer mehr, bis dann der mächtige Holzstoß in volle Glut gerät. Dahinter werden aus der Ferne als winzige Lichtpünktchen erkennbar die brennenden Besen im Kreise geschwungen. Weit im Umkreis lohen Feuer auf den Höhen. Ein überwältigendes Bild, unvergeßlich für den, der es zum ersten Male sieht. Was soll nun dieser Brauch? Sind es Feuerzeichen? Oder werden die bösen Geister und Mächte vertrieben, die mit Beginn des Monats Mai ihre Herrschaft einbüßen? Es sind die Hexen, denen im Funkenwirbel ihre Reitpferde verbrennen.

Aber ganz ist ihre Herrschaft noch nicht dahin. In der nun folgenden „Walbersnacht“ vollführen sie allerhand Neckereien und vielen Schabernack. Hier wechselt ein Wagen seinen Platz, dort findet man am nächsten Morgen eine Egge hoch im Baum, und Gartentüren werden weithin fortgetragen. So werden in dieser Nacht noch weitere Streiche vollführt, über die sich die Jugend heimlich freut.

Das Hunnengrab unter dem Höllenstein

Über den alten Höhenweg bei Schmidthachenbach wanderten schon vor Jahrtausenden die Menschen. Eines Tages kam auf dieser Straße eine große Schar Hunnen auf ihren Pferden daher. An einer Stelle, von der sie in das Land hinausspähen konnten, schlugen sie ihr Lager auf. Von dort aus raubten sie die umliegenden Orte aus.

Der Anführer aber geriet mit einem zurückgekommenen Trupp in Streit, weil die Beute durch ihn nicht gerecht verteilt würde. In dem wilden Getümmel kam er ums Leben. Danach wurde er an der gleichen Stelle mit allen seinen Schätzen und in seiner goldreichen Kriegskleidung begraben. Auf das Grab wälzten die Hunnen einen riesigen Gedenkstein, den Hollenstein.

Auf dem Naumburger Feld vor 500 Jahren

Der Naumburg gegenüber, auf dem linken Naheufer, liegt ein nach Süden geneigtes Gelände mit Äckern und Wiesen, das heute noch ‚Naumburger Feld‘ genannt wird. Es gehörte durch Jahrhunderte, bis 1792, zur Naumburg, während Kirnsulzbach oft den Besitzer wechselte, bis es 1515 an die Wild und Rheingrafen auf der Kyrburg fiel.

Hart war dort das Leben der Menschen in früherer Zeit!

Es war zur Zeit der Kornernte, als der Knecht des Fronvogts von der Naumburg am Feierabend nach Kirnsulzbach kam und von allen Untertanen mißtrauisch betrachtet wurde. „Wen wird er für morgen zur Fron bestimmen?“ hörte man sie leise fragen. Der Knecht klopfte an die Tür einiger Leibeigenen, die keine Gespanne hatten, und sagte: „Der Fronvogt befiehlt: „Morgen früh seid ihr mit euren Frauen auf dem Naumburger Feld. Jeder Mann bringt 20 gedrehte Birkenwieden, jede Frau Sichel und Wetzstein mit. Wir wollen das Korn der Herrschaft schneiden.“ Der Befehl löste bei einem der Geladenen Erschrecken aus. Er hatte einen Acker mit Korn, das sehr schön stand und versprach, daß er mit seiner Familie im kommenden Winter reichlich Brot essen könne. Nun war bis jetzt seine Frau krank gewesen und das Korn überreif geworden, und er wollte am nächsten Tag diese dringende Arbeit erledigen. Da kam dieser Befehl des Fronvogtes. Er entschloß sich, nicht zu folgen und sein eigenes Korn zu ernten. Er hoffte auf Milde, weil ihm der Vogt bisher gut gesinnt war, da er immer die Anordnungen der Herrschaft befolgt hatte. So mußte also der Knecht des Fronvogtes am andern Morgen das Wegbleiben des Geladenen seinem Herrn auf der Naumburg melden. Wütend bestieg der sein Pferd, fand den Ungehorsamen aber nicht in seinem Haus, sondern auf dem eigenen Acker, wo er mit Frau und Kindern vorsichtig die überreife Frucht zu bergen versuchte. Drohend, die Peitsche schwingend, galoppierte er auf die Gruppe zu und schlug auf den Mann ein, daß er auf heulte und Frau und Kinder entsetzt davonliefen. Dann mußte der Mißhandelte vor dem Pferd des Vogts zur Naumburg laufen, wo der Amtmann ihn verhörte. Zuerst drohte er mit dem Turm. Dann aber ward er ruhiger und verhängte „dreifache Fron“ über ihn. Er mußte also für den einen versäumten Tag drei Tage lang mit seiner Frau arbeiten. Nun war ihre Not besonders groß; denn von ihrem eigenen Korn fielen inzwischen die Körner aus, und das bedeutete Hunger im kommenden Jahr.

Unterdessen schnitten die Frauen mit ihren Sicheln das Korn der Herrschaft und legten es auf die Birkenwieden, welche einige Männer bereithielten. Diese banden die Garben zu. Andere Leibeigene stellten die Garben auf Haufen und setzten vorsichtig zubereitete Hüte darauf. Der Knecht überwachte diese Arbeiten und wurde sehr zornig, wenn er Ähren zwischen den Haufen liegen sah. Für diese harte Arbeit bekamen die armen Leute weder Geld noch Essen. Das waren Frondienste, die zuweilen an drei bis vier Tagen in der Woche zu leisten waren. Nur selten gab die Herrschaft am Ende der Fron einen Umtrunk, bestehend aus schlechtem Bier.

Einige Zeit später war der Knecht wieder im Ort. Diesmal klopfte er bei verschiedenen Untertanen an, die Kühe und Pflüge hatten. Der Befehl des Fronvogts lautete: „Morgen früh seid ihr mit euren Gespannen auf dem Naumburger Feld, um die Stoppelweide für die Frühjahrssaat umzupflügen!“ Alle Beordneten waren pünktlich da und pflügten unter Aufsicht des Knechtes das Feld tief um. Einmal ritt auch der Fronvogt vorbei, hielt sich aber nicht auf; denn zu seinem Amt gehörten noch die

Dörfer Bärenbach, Schmidhachenbach, Sienhachenbach, Becherbach, Otzweiler und Limbach, und überall waren Arbeitergruppen in der Fron für die Herrschaft tätig. Am Mittag kam ein Bote von der Burg. Er trug einen Korb und eine Kanne. Der Fronknecht lud die Pflüger zum Essen ein. Er verteilte Brot und Käse und schenkte aus der Kanne dünnes Bier aus. Das war der Lohn für die schwere Arbeit.

Ein Untertan aus Kirnsulzbach hatte dem Amtmann angezeigt, daß er sein reifes Korn auf dem Acker, der sich an das Naumburger Feld anschloß, schneiden werde und deshalb um Aussonderung des Körnzehnten bitte. Der Tag ging zur Neige, die Garben lagen in Reihen, aber kein Amtmann, kein Zehntknecht kam, um die Garben zu zählen und von je 10 Garben die schönste als „Zehnt“ auszuscheiden; denn solange das nicht geschehen war, durfte der Untertan sein Korn nicht einfahren. Die Garben blieben liegen. In der Nacht gab es ein Gewitter und anschließend eine längere Regenzeit. Die Körner quollen auf und fingen an zu keimen. Zum Backen war das Mehl nicht mehr zu gebrauchen. Nachdem das Wetter besser und die Garben trocken waren, kam der Zehntknecht und suchte von je 10 Garben die schönste aus, ließ sie aufladen und nach der Zehntscheune bei der Naumburg bringen. Für die Herrschaft bedeuteten die paar verdorbenen Garben kaum einen Verlust. Der Leibeigene aber dachte mit Schrecken an den Winter, weil er an Stelle des guten Brotes schlechte Mehlsuppe essen mußte.

Vom Niederreidenbacher Hof

Müde wanderte ich an einem regnerischen Herbsttag auf der Straße, die von Idar-Oberstein nach Kirn führt. Es war beinahe dunkel, und ich wußte noch nicht, wo ich schlafen konnte. Dazu hatte ich auch kein Geld. Darüber war ich sehr traurig. Bei Weierbach sah ich auf einer kleinen Anhöhe ein großes Haus. An diesem stand geschrieben „Hilf mir“. Ich ging in das Haus hinein und sagte zu einem Mann, der mir auf dem Flur begegnete: „Ich bin ein heimatloser Wanderer und weiß nicht, wo ich heute nacht schlafen kann. Es friert und hungert mich sehr. Kann ich nicht hier bleiben?“ „Gewiß dürfen Sie hier bleiben, solange Sie wollen“, war die freundliche Antwort. O, wie freute ich mich! Gleich bekam ich Essen. In einem großen Zimmer traf ich noch mehrere Männer, denen es wie mir ergangen war. Am anderen Tag ging ich mit hinaus auf das Feld. Dafür wurde ich bezahlt. So hatte ich Wohnung, Kleidung und auch Geld.

Nach einigen Tagen beobachtete ich in der Nähe einige alte Männer beim Spaziergang. Ich trat auf einen der Männer zu und fragte: „Wo wohnen Sie denn?“ Er antwortete zufrieden: „Ich bin im Altersheim dort auf dem Niederreidenbacher Hof, der mit der Kolonie „Hilf mir“ zum Diakonissenhaus Kreuznach gehört.“

Sehen Sie dort drüben die Schwester mit der Schar fröhlicher Buben? Auch die haben hier auf dem Hof ihr Zuhause. Es sind Kinder, denen das Lernen

schwer fällt, und die hier ihre eigene Schule haben. Viele von ihnen sind recht geschickt, wenn sie bei den Feldarbeiten helfen oder die Kühe des Hofes hüten dürfen. Aber auch ganz arme Kinder sind da, die gar nicht lesen und schreiben lernen können. Einige müssen sogar immer im Bett liegen, weil sie nicht gehen können; andere lernen nie richtig sprechen. Sie alle aber werden von den Schwestern des Kreuznacher Diakonissenhauses liebevoll gepflegt und versorgt."

Inzwischen waren die Buben herangekommen. Sie kehrten von einer Wanderung heim und waren sehr vergnügt. „Wie gut," dachte ich, „daß es Häuser gibt, die solchen Kindern, alleinstehenden alten Leuten und heimatlosen Wanderern ein Zuhause bieten."

Alte Gebräuche am Jahresende im Reidenbachtal

Gerne hören die Kinder zu, wenn ihre Eltern und Großeltern aus früheren Zeiten erzählen. Es hört sich oft an wie ein Märchen, und doch ist es vorgekommen. So wissen alte Leute aus dem Reidenbachtal manches zu berichten, von dem man heute nichts mehr sieht und weiß.

Am Heiligen Abend wurde das Vieh besser gefüttert als sonst. Zudem bekam es eine weitere Mahlzeit. Der Bauer machte früher als sonst seinen letzten Gang durch den Stall. Man glaubte, die Tiere könnten in dieser Nacht miteinander sprechen und würden auch die Sprache der Menschen verstehen. Vor dem Schlafengehen wurden Heu, Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Brot und Wasser vor die Haustür gestellt. Am anderen Morgen bekam das Vieh das Heu und das Getreide vorgelegt, um Krankheiten vom Stall fern zu halten. Die Bauersfamilie aß das Brot nüchtern und blieb dann das ganze Jahr hindurch von Krankheiten verschont.

Die Hausfrau nahm keine Flickarbeit und keine ungewaschene Wäsche ins neue Jahr, sonst wäre sie ein ganzes Jahr lang mit ihrer Arbeit nicht fertig geworden. Um im kommenden Jahr immer Geld zu haben, gab es am Neujahrstag Gelbrüben zum Mittagessen.

Während der Rauhnächte 12 Nächte nach Weihnachten tummelten sich Hunde und Katzen mit glühenden Augen unterhalb des Höllensteins zwischen Mittel und Oberreidenbach. In den ausgewaschenen Mulden des Bergabhanges lösten sich die Steine und rollten ins Tal, wenn die Tiere den Berg hinauf sausten. Dem einsamen Wanderer legte ein schwarzer Hund die Vorderpfoten auf die Schultern und sah ihn mit glühenden Augen an. Er tat ihm jedoch nichts zuleide.

Kinderreime zum Jahreswechsel

Proscht Neijohr! E Brizel wie e Scheiadohr,
e Kuche wie e Wahnsrad, do wäre ma allegare sad.
Proscht Neijohr! Ich wingche ouch viel Glick im neie Johr
un e viereckije Disch, uf jerem Eck e Fisch,
in da Midde e Buddel Wein, da wolle ma alle luschiedisch sein.
Dreikönigstag (Wird auch an Fastnacht gesungen)
Ich bin ein armer König, gebt mir nicht zu wenig,
laßt mich nicht zu lange stehn;
denn ich muß noch weiter gehn.
Lichtmeß
Lichtmeß, spinne vergeß, et Licht in die Bach geschmiß,
bei Dach se nacht geß, die Bux in die Hand un int Bett gerannt.

Was der alte Dorfbrunnen von Sienhachenbach erzählt

Neulich feierte die älteste Einwohnerin unseres Dorfes ihren 83. Geburtstag. Das ist freilich ein schönes Alter, aber so alt wie ich, der Dorfbrunnen von Sienhachenbach, ist sie doch noch nicht. Schon über hundert Jahre stehe ich hier und spende Menschen und Vieh mein Wasser. Unser kleines Dorf hat keine Kirche, und so war ich immer der stolze Mittelpunkt des Ortes. Was habe ich nicht alles miterlebt! Freud und Leid haben sich die Dorfbewohner erzählt, wenn sie sich bei mir trafen. Täglich füllten sie ihre Eimer mit meinem klaren Wasser. Jeden einzelnen Einwohner des Ortes kannte ich, und die Kinder, die immer so lustig um mich herumspielten, liebte ich besonders. Von mir aus hätte das ewig so weitergehen können, aber es kam anders.

Eines Tages bekam ich einen riesigen Schrecken und dachte, das Herz sollte mir stehenbleiben. Ich hielt mein letztes Stündlein für gekommen, denn das Dorf hatte beschlossen, eine Wasserleitung zu legen. In jedes Haus sollte nun aus einer anderen Quelle das Wasser kommen. Ich weinte bittere Tränen, wenn ich daran dachte, daß es mir nun wie so vielen anderen alten Brunnen ergehen sollte: Kein Mensch würde mehr den Weg an den Brunnen machen, um Wasser zu holen, ich würde verfallen und in Vergessenheit geraten und das ist das Schlimmste, was einem alten Dorfbrunnen geschehen kann.

Die Wasserleitung wurde gelegt. Einige Jahre sind inzwischen darüber hingegangen, aber meine vielen Tränen waren umsonst geweint. Zwar kommen die Frauen und Mädchen seitdem nicht mehr mit ihren Eimern zu mir, aber noch immer läuft mancher Einwohner zu mir herüber, wenn er durch das Dorf geht, um schnell einen Schluck von meinem frischen Wasser zu trinken. Und die Kinder besuchen mich oft und erzählen mir, daß mein

Wasser viel besser schmeckt als das aus der Wasserleitung. Im Sommer geht es sogar oftmals sehr übermütig zu. Dann kommen die Kinder in Scharen und machen eine lustige Wasserschlacht.

Aber das Allerschönste will ich euch jetzt erzählen. Einmal im Jahr, am zweiten Sonntag im Juli, versammeln sich die Einwohner von Sienhachenbach und viele Besucher aus den anderen Dörfern um mich und feiern mir zu Ehren ein Fest: das Brunnenfest. Da werde ich mit grünen Tannen und bunten Bändern geschmückt. Es wird gesungen und gespielt, und die Schulkinder tanzen fröhliche Reigen. Ich bin überglücklich, daß ich so geehrt werde, und daß man mich trotz der Wasserleitung nicht vergessen hat, und komme mir vor wie ein Kind an seinem Geburtstag. Ein ganzes Jahr lang träume ich von den herrlichen Stunden beim Brunnenfest. Wie schön wäre es doch, wenn alle alten Brunnen so glücklich sein könnten!

Wanderziele im Amt Weierbach

Niederreidenbacher
Hof, Molkerei
Fischbach,
Lindenmühle
Fischbach,

Hachenfels,
Brämerberg mit Glasburg Kirn-
Sulzbach. Mineralbrunnen Kirn-
Sulzbach, Höllenstein,
Antestal.

Vieh und Fuhrwerke in alter Zeit

Vor 50 Jahren hatte man bei uns noch die alten Hunsrückler Kühe. Sie waren klein, mager und rotbraun. Ihre Hornspitzen und Hufe waren schwarz. Das waren die Kühe, die seit Jahrhunderten auf dem Hunsrück gehalten wurden und die sich an das rauhe Wetter unsrer Heimat, an die dürftige Nahrung und die schwere Arbeit in unsrer Gebirgslandschaft gewöhnt hatten.

Damals benützte man zum Mistfahren, zum Heimfahren von Futter und Kartoffeln eine Karre mit zwei Rädern, die so groß waren wie die Hinterräder eines großen Wagens. An die Deichsel spannte man zwei Kühe. Die zogen nicht mit Sielenscheid und Sielenstrang, sondern waren in ein „strackes Joch“ eingespannt, so daß sie den Kopf gar nicht bewegen konnten. Die Deichsel der Karre ging nach der Mitte des Joches und drückte daher wie eine schwere Last die Köpfe der Kühe nieder, besonders wenn gebremst wurde, oder wenn die Last zu viel nach vorn geladen war. War sie größtenteils nach hinten gelegt, so zog sie die Köpfe der Kühe nach oben. Man mußte diese Karren hier haben, weil man auf den steilen, holprigen Wegen mit vierrädrigen Wagen nicht gut fahren konnte. Mit den Karren machten die Leute damals weite Fahrten. So fuhren die Bauersleute aus Leisel, Kirschweiler, Schollen und andern Orten unsrer Heimat Reifstangen zur Mosel. Die Reifstangen waren lange, dünne Birkenstämmchen, die man an der Mosel um die Weinfässer als Reifen

legte, damit die Fässer beim Versand nicht beschädigt wurden. Die Wege zur Mosel waren damals sehr schlecht. Wollte man von Kirschweiler hingelangen, so fuhr man hinab zur Kirschweiler Mühle, dann über die Brücke den Wildenburger Weg hinauf, der heute der Wildenburger Pfad heißt, und suchte von der Wildenburg aus an die Römerstraße des Hunsrücks zu gelangen, die zur Mosel führte. Auf dem Heimweg brachte man Wein und Kalk von der Mosel mit. Heute findet man eine solche Fahrt mit schweren Lasten für Pferde selbst zu anstrengend. Jetzt trifft man die Hunsrücker Kühe fast nicht mehr an. Sie sind durch die Glaner Rasse verdrängt, die jetzt bevorzugt wird. Diese Glaner Kühe haben hellgelbe Farbe, gelbe Hornspitzen und gelbe Hufe und sind größer und stärker als die alten Hunsrücker Kühe; sie wurden durch die Mönche im Kloster Disibodenberg nach und nach herangezüchtet und haben jetzt die alte einheimische Rasse auf dem Hunsrück verdrängt.

Beim Köhler im Walde von Eckersweiler

Bei Eckersweiler auf der Höhe gibt es einen Wald, der Köhlerwald heißt. Und in diesem Walde wurden noch vor einigen Jahren kreisrunde Stellen gefunden, wo der Boden nur aus Holzkohle bestand. Heutzutage ist der Wald nicht mehr sehr groß. Im Laufe der Zeit wurden viele Wälder gerodet. So auch ein Teil des Köhlerwaldes. Aber es muß eine Zeit gegeben haben, wo der Wald bei Eckersweiler viel, viel größer gewesen ist. In dieser Zeit wohnten in dem Walde Leute, die von Beruf Köhler waren. Was heißt das? Nun sie sorgten dafür, daß aus dem Holz des Waldes Holzkohle hergestellt wurde. Holzkohle war früher sehr gefragt. Man benutzte sie für die Verhüttung von Eisenerz zu Eisen.

Die Köhler waren meistens arme Leute. Sie wohnten in kleinen Hütten im Walde bei ihren Meilern. Das waren aufgeschichtete Holzhaufen, die wie ein Kegel oder wie ein Indianerzelt aussahen. Außen war das Holz mit Erde bedeckt. Im Innern brannte ein Feuer. Es durfte aber nicht viel Luft daran kommen, sonst wäre das Holz verbrannt. Es sollte nur verkohlen. Da hieß es gut aufpassen. Oft mußte der Köhler deshalb Tag und Nacht wachen. So hatte er keine leichte Arbeit,

Heute gibt es keine Köhler mehr bei uns im Walde. Das Holz ist für die Verhüttung des Eisens zu schade. Wir haben auch zu wenig davon. Zur Herstellung des Eisens nimmt man jetzt Steinkohle (Koks). Die ist billiger. An die Köhler erinnern nur noch der Name des Waldes und die oben erwähnte Holzkohle im Boden.

Das gestohlene Brot

Die Geschichte trug sich zu, als das gute alte Brot noch eine ehrwürdige und angesehene Sache war, als die Bauersleute beim Kartoffelbuddeln sich mit Kraut und Decken zudeckten, wenn das Dröhnen und Brummen todbringender Flugzeugschwärme hörbar ward. Es ist noch nicht lange her, wir haben die angstvollen und hungrigen Tage nur zu bald vergessen.

Es war, wie schon gesagt, während der Kartoffelernte. Die Bäuerin in der Schäfergasse hatte die letzten Teller gespült und weggestellt, hatte das Kopftuch umgebunden und wollte mit dem Hans den anderen nach auf die Hub zur Ernte. Da stand eine von den abgehärmten Frauen, die damals die Not in die Dörfer trieb, in der Tür. „Guten Tag! Ich wollt mal fragen, ob ...“ „Hab nichts“, fiel ihr die Bäuerin in die Red, „Ihr seid schon die zehnte für heut! Wo soll man's herholen? Uns wird es ja auch zugemessen.“ Die bittende Mutter, die einen Knaben an der Hand hielt, schien die abweisenden Reden gewohnt zu sein; sie trat an den Küchentisch und belud den mit allerlei Kram aus ihrer Tasche. „Da ist eine Rolle Zwirn, hier ein Tütchen mit Pfälzer Tabak und da eine Schachtel mit Drahtnägeln. Das können sie doch brauchen. Ich hab vier Kinder, und der Mann ist in Rußland!“ „Meiner ist auch dort“, erwiderte die Bauersfrau. „Wenn es nur ein Stück Brot wär!“ — „Hab keins übrig, und Zeit zu verschwatzen hab' ich auch nicht. Komm, Hans!“ Die Arme packte ihre Ware ein und ging wortlos hinaus, um sonstwo ihr Glück zu versuchen. Für die Bäuerin war die Sache abgetan. Sie schloß die Türen zu und rannte aufs Feld. Hans war nicht so leicht damit fertig geworden. Während er die nassen Knollen aufklaubte, mußte er immer an die fremde Frau denken. Der Bub tat ihm so leid, der sah so käsig aus, und aus dem einen Schuh hatte die Zehe rausgeschaut. Und gelogen hatte die Mutter. Es lagen bestimmt noch ein paar Brote in der Speicherstube. Was hätt' der Großvater eine Freud' mit dem Pfälzer Tabak! Die Heublumen seien gar nicht gut für ihn, sagt die Oma. Das Gesicht des armen Buben, die Tüte mit der Rauchware und das Regal mit den hausgebackenen Broten huschten ihm abwechselnd durch den Kopf. Ob die Frau und der Junge noch im Dorfe sind? Sicher, die Züge gehen ja erst bei angebrochener Dunkelheit ab. Soll es die Mutter merken, wenn ich dem Buben ein Brot gebe? Nach zwei Stunden war sich Hans über sein Vorhaben klar.

Mit einem arg wehleidigen Gesicht bat er, heimgehen zu dürfen. „Ich hab so schlimmes Zahnweh, und Kurzfutter für die Kühe könnt ich schon bereit machen“, sagte er. Die Mutter war einverstanden. Er lief ins Dorf und suchte gleich die Speicherstube auf. Da lagen noch drei Brote. Das mittlere schien ihm recht zum Verschenken. Als er's packte, da wollte ihn die mühsam erworbene Sicherheit im Stich lassen, 's ist eigentlich gestohlen, und merken wird es die Mutter. Aber sie hat am Morgen erst eins angeschnitten, und bis sie ein anderes holt, wird es übermorgen. Und wenn ich das herunterhole, dann kommt sie vielleicht in vier Tagen nicht her.

Wenn sie dahinter kommt, dann gibt es Schläge. Aber sie haut ohnehin nicht so fest wie der Vater, und des Buben Freud über das Brot wird größer sein als meine Pein um das Brot. Also, ich hol' es.

Hans versteckte das Diebesgut unter einer Schütte Stroh. Er rückte den Rübenkruzter so, daß er während der Arbeit durchs Scheunentor die Straße übersehen konnte. Man mußte gut aufpassen, weil so viele Leute vorbeiging. Endlich, drüben kam eine Frau mit einem Jungen. Das waren sie. Hans packte das Brot, barg es unter der Joppe, stellte sich halb hinter die Tür und wartete. Dann rief er: „Der Bub soll mal kommen! Ja, kommt mal her!“ Mutter und Sohn kamen verwundert hinzu. „Da hab ich ein Brot. Die Mutter hat gesagt, ich soll es Euch geben.“ Die Frau strahlte, strich dem Spender über das Haar und sagte: „Du bist ein lieber Bub! Ewald, ein ganzes Brot! Ich bring in der nächsten Woche etwas dafür „Ich will nichts!“ sagte Hans, „höchstens ein Tütchen Tabak für den Großvater.“ Ewald und seine Mutter reichten dem Geber die Hände und taten so, als ob der ein großmächtiger Herr sei.

Am nächsten Morgen schon hat es die Bäuerin gemerkt. Eine gute Hausfrau weiß doch, wieviel Brot sie vorrätig hat, und Hansens Mutter war eine von denen. Sie verdächtigte zuerst das Hamstervolk, vor dem kein Riegel fest genug wäre. Da packte der Junge sein Geheimnis aus. Die Mutter tobte, zornrot im Gesicht. Der Großvater aber nahm, ohne etwas von dem in Aussicht stehenden Tabaktütchen zu ahnen, Partei für den Enkel, und so ging es noch leidlich ab. Hans aß eine ganze Woche lang kein Stück Brot und bewies der Mutter, daß es ihm um ein Opfer zu tun war.

Hans und Ewald arbeiten heute in einem Betrieb des Nahetals. Der Zufall hat sie zusammengeführt. In den Arbeitspausen essen sie mit Wurst belegte Butterbrote. Als Hans neulich fragte, ob es schmecke, da erwiderte der Kamerad: „Es schmeckt, aber mit allen Zutaten nicht so, wie das trockene Brot, das du mir im Herbst 1944 geschenkt hast. Das Knäuschen, das mir damals die Mutter oben auf dem Berg absäbelte, ließ mich Hunger, Krieg und Fliegeralarm vergessen. Du warst schon ein Spitzbub, Hans, aber ein guter Kerl warst du auch.“

Als der Urahn der Schnutengret den Wolf am Finger heilte

Der Urahn Peter war ein vielseitiger Mann. Sobald das Tageslicht die Dusterheit bezwungen hatte, nahm er die abgedankte Trompete vom Bettstollen, band seine Ziege los und blies an vier Stellen des Dorfes ein melodisches Signal. Wenn der Peter seine achtzig Schweine aller Lebensalter zusammen hatte, dann zog er auf den Berg zur Weide. Oft trug er ein Schemelchen und einen Packen unter dem Arm. Darin waren Jacke oder Hose, die er während des täglichen Dienstes vorn und hinten, oben und unten mit neuen Flickern besetzte. Er war als Bursche einmal bei einem Schneider in der Lehre gewesen. Das Strümpfstricken verstand er besser als manches Weibsbild. Zwischendurch melkte er seine Geiß, die hochnäsiger zwischen dem Borstenvieh umher sprang, trank die Milch zu Brot und Speck, schaute den Wolken und Vögeln zu, grub hier und da ein heilsames Kraut aus dem Boden und sprach zuweilen auch mit der Ziege. Langweile kannte der Alte nicht. Wenn er seine Schweine wieder daheim hatte, dann ging er dahin eine kranke Kuh besuchen, dorthin eine Marderfalle stellen, untenhin ein Pflaster tragen und obenhin eine Hose abliefern. Wenn einer im Dorfe gestorben war, so rief man ihn auch. Er mußte das Grab schaufeln, er wusch und kleidete all die stolzen, wichtigen Männer, die genug hatten vom Leben und nun so armselig auf dem Schab lagen, er legte sie in die Lade und versuchte, sich aus ihrem kalten starren Antlitz über die Anwartschaft auf den Himmel klar zu werden. Sauhirten und Totengräber gab es damals in jedem Dorfe. Doch des Urahnen Ruf und Ruhm ging über ein Dutzend Dörfer. Diesen Ruhm hatte ihm seine ärztliche Tätigkeit eingebracht.

In seiner Kammer stand eine mächtige Truhe. Die war mit Schachteln und Döschen bis oben an gefüllt mit Wurzeln, Blättern, kostbaren Salben und Ölen, deren Herstellung eigenes Geheimnis war und blieb. Es konnte ruhig einer kommen, die Kiste barg Hilfe für jedes Gebrechen. Da waren Johanniskraut und Erdrauch, Pestwurz und Lorbeer, Spinnweben, Igelfett, getrocknete Tierdärme, Froschasche, Hasenhaare, Schneckenfett, gedörrte Regenwürmer, Maulwurfspforten und noch viel, viel andres Zeug. Wenn die Krankheit zu arg wurde und nichts helfen wollte, dann zeigte der Hirte sein bestes Können, dann „brauchte“ er.

Als der Urahn eines Morgens die Schweine zusammenblies, da stand die Schnutengret am Wege. Die hatte die rechte Hand verwickelt und sagte mit dem kläglichsten Gesicht der Welt, sie hätte den Wolf am Zeigefinger. Peter hieß den Lappen entfernen, beguckte sich die Sache und sagte: „Koch e Hand voll Nußblätter in Essig un wäsch ne dorinn!“ Das tat die Kranke sechsmal täglich vier Tage lang. Am fünften Tag hielt sie ihrem Arzt wieder flehentlich den Finger unter die Nase. „Peter, es werd nit besser!“ Der besah sich den Fall wieder und verordnete eine Salbe aus Odernennig und Geißgalle. Die gequälte Mutter schmierte sechsmal täglich vier Tage lang die Salbe auf den zerfressenen Finger, ohne Besserung zu verspüren. Am

Abend* erwischte sie den Ahnen vor ihrer Türe. „Peter, ich werre verrückt vor Pein. Ich kann kä Au meh zudun. Versuchs mol met dem annere!“ „Ich komm heut abend“, sagte der „Doktor“. Und er kam. Die Grete hatte Mann und Kinder in die Nachbarschaft geschickt. Zugucker und Zuhörer konnte man nicht brauchen. Das Mütterchen hatte das Fenster mit ihrer schwarzen Sonntagsschürze verhängt, die Bibel auf den weißgedeckten Tisch gelegt und eine brennende Kerze darauf gestellt. Peter schien mit dem Ort der Handlung zufrieden zu sein. Er nickte mit dem Kopf und befahl in der Zeichensprache, den kranken Finger frei zu machen. Dann faßte er mit todernstem Gesicht die Hand, hielt sie über Kerze und Bibel und sprach in dumpfem Ton: „Unser lieber Herr Jesus Christ hat viel' Beulen und Wunden gehabt und doch keine verbunden. Sie jähren nicht, sie geschwären nicht, und es gibt auch keinen Eiter nicht. Heilig ist der Mann, der alle Schäden und Wunden heilen kann. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Amen.“ Drei Kreuzeszeichen über dem kranken Glied beschlossen die Handlung. Dann ging der Urahne wortlos hinaus. Zwei Tage später sagte ihm Gret, deren Schnute merklich dünner geworden war, daß der Unreine nun endgültig fort wäre. Die Schmerzen hätten aufgehört, und die Wunde wäre schon viel kleiner. Als Honorar erhielt der Peter drei hausgemachte Käse, ein Brot und einen Strang Wolle.

Dem alten Bachjörg vertrieb er die Hühneraugen durch Brauchen. Dem Hannadam machte er eine Kuh gesund, der der Ungenannte das Euter verhext hatte. Eine Glanzleistung vollbrachte er, als er dem Schuhdaniel, der sich im Wald mit der Axt in den Fuß gehauen hatte, das strömende Blut stillte. Hilfesuchend fand man den Peter auf dem Berg bei seinen Schweinen, von dort aus „brauchte“ er dem Verletzten die Heilung hinunter in den Wald. So wuchs sein Ansehen in die Gegend hinaus, und die Zahl seiner Patienten ward immer größer. Alte, taube Bauern ließen sich Ohrensalmz von ihm bereiten, junge, eitle Mädchen wollten ein Mittel für ihr schönes Gesicht. Betagten Weibern verordnete er Salben für wackelnde Zähne, und denen, die ein schlechtes Gewissen hatten und nachts nicht schlafen konnten, ließ er von den Anverwandten Hasenohren unter die Kopfkissen legen. Als er tot war, fehlte er allen: Gesunden und Kranken, Menschen und Tieren. Er hat keinen Grabstein bekommen, aber die Großväter erzählen heute noch von ihm, der ein bettelarmer Kerl war, der Schweine hütete und Menschen half, und so seine Tage besser zu nutzen wußte als mancher hochgeborene und wichtigtuende Herr.

Ein Durchbruchtal

Die Menschen bauen Straßen und Eisenbahnen. Aber sie suchen sich immer die bequemsten Stellen dazu aus. So führen die meisten Straßen und besonders die Eisenbahnen durch die Täler, manche auch über die Höhen, wo diese ziemlich eben sind.

Doch wie oft müssen dort, wo Felsen und Anhöhen den Straßen und

Eisenbahnen im Wege stehen, tiefe Einschnitte geschaffen werden. Dann dröhnen die Bohrhämmer, erschüttern Sprengungen mit dumpfem Donner die Täler, fressen sich mächtige Bagger stöhnend und ratternd in den Berg hinein und beladen die Loren, die Felsbrocken und Erdmassen fortfahren. Das geht solange Tag um Tag, Woche um Woche, bis der Einschnitt durchgebrochen ist.

Auch die Bäche und Flüsse suchen sich für ihren Lauf gerne die bequemsten Stellen aus. Wo das Gestein weich ist, wo es sich leicht wegschaffen läßt, dort sind die meisten Täler. Aber oft muß so ein Bach auch harte Gesteine durchbrechen. Dann gibt es tiefe und enge Täler oder gar Schluchten, in welche die Sonne kaum hineinscheinen kann. Aber so ein Bach arbeitet lautlos. Keine Bohrhämmer und keine Motore rattern, keine Sprengungen erschüttern die Luft, und keine Bagger kreischen. Still und ruhig schafft das Wasser.

Lange bevor es Menschen auf Erden gab, haben die Bäche mit ihrer Arbeit begonnen. Jahrhunderte, Jahrtausende, ja Jahrhunderttausende sind sie unverdrossen an der Grabarbeit, die Täler zu vertiefen oder durch hartes Gestein hindurchzubrechen. Was sind gegen solche Täler und Schluchten die kleinen Einschnitte, die der Mensch für seine Straßen und Eisenbahnen geschaffen hat.

Auch das Pfeffelbachtal ist in jahrtausendelanger Arbeit entstanden. In einem weiten und lieblichen Talgrunde zieht der Bach, von Schwarzerden kommend, dahin, bis sich ihm auf einmal ein mächtiger Gesteinsblock entgegenstellt, ein Block, der gleich so groß ist wie ein ganzer Berg. Aber der Pfeffelbach ist geduldig an die Arbeit gegangen und hat den Berg zersägt. Ja, „steter Tropfen höhlt den Stein“, heißt das Sprichwort.

Heute ist der Berg fast bis auf den Grund zerteilt, so daß jetzt zwei Berge aus ihm geworden sind. Auf dem einen steht heute die große Burg Lichtenberg, und der andere, der noch höher ist, heißt merkwürdigerweise Niederberg. Steil und felsig fallen von beiden Bergen die Hänge in das hier sehr tiefe Tal des Pfeffelbaches ab. Vor 700 Jahren wurde die Burg gebaut. Sicher war der Berg, auf dem sie steht, schon so steil und hoch wie heute, sonst hätte man sie nicht dort errichtet. Und die Schlucht war auch vorhanden. Sie ist so eng, daß kaum die Straße von Thallichtenberg nach Kusel Platz gehabt hat. Von der Burg oben sehen die vielen Autos wie Kinderspielzeuge aus. Und die Eisenbahn Türkismühle - Kusel, die noch nicht lange gebaut ist, muß gar einen Tunnel benutzen, um durch die Schlucht geleitet werden zu können.

Ein solches Tal, das durch harte Gesteine führt, eng und tief ist, nennt man ein Durchbruchstal. Es ist ein Rätsel, warum der Pfeffelbach gerade hier durchgebrochen ist. Oberhalb vom Niederberg nach dem Dorfe Pfeffelbach zu hätte er es viel leichter gehabt. Dort liegen nämlich weiche Sandsteine und Schiefer. Oder wollte er zeigen, was er kann? Jedenfalls, allein hat er es nicht geschafft. Andere Bäche, die vom Schweißberg, vom Stolzenberg und von Dennweiler herkommen, vereinigten sich vor dem Durchbruch mit ihm

und halfen ihm bei seiner harten Arbeit. Aber noch ist die Schlucht nicht ganz fertig. Dort hat es der Bach sehr eilig. Er will sein Bett so schnell wie 'möglich fertig bekommen, damit er auch so schön ruhig fließen kann wie bei Pfeffelbach im weiten Tale. Aber wann wird das sein? Sicher gehen noch einige tausend Jahre darüber hin. Am Anfang von Ruthweiler, unterhalb der Schlucht, hat ein Müller seine Mühle gebaut. Sie besteht schon viele hundert Jahre. Das schnell fließende Wasser aus der Schlucht treibt das Mühlrad gut. Ob der Müller sich freuen würde, wenn das Bett des Baches fertig wäre? Aber was würde dann mit der Mühle sein?

Burg Lichtenberg

Bist du schon einmal mit dem Omnibus von Baumholder nach Kusel gefahren? An den wenigen Häusern des Breitsester Hofes vorbei führt die Straße zum Schweißberg und dann in vielen Kurven hinab ins Tal nach Thallichtenberg. Dort, wo von der Höhe des Schweißberges aus der Blick ins Tal zum erstenmal frei wird, hast du sicherlich voll Erstaunen den hohen Berg gegenüber mit der weit ausgedehnten Burgruine gesehen. Das ist die Burg Lichtenberg, die größte Burgruine Deutschlands auf linksrheinischem Gebiet.

Heute wollen wir diese Burg miteinander besuchen. Von Thallichtenberg aus schauen wir erst noch einmal nach oben: mächtig liegen die alten Mauern da, an drei Stellen stürzt der Berg steil ab, nur vom Osten her kann man an die Burg herankommen.

Von Thallichtenberg aus windet sich die Straße steil bergan. Es ist uns tüchtig warm geworden, als wir endlich auf dem Bergrücken vor der Ostseite der Burg angekommen sind. Wenige Kilometer entfernt liegt im Tal auf der anderen Seite des Berges Kusel auch von dort aus führt ein alter Pfad herauf zur Burg.

Das große alte äußere Tor, an das die Burgmauer anschließt, lädt uns zum Besuch der Burg ein. Seht einmal die festen alten Mauern, 3 Meter sind sie dick, und über 500 Jahre sind sie schon alt! Das war ein guter Schutz gegen Feinde! Gleich hinter dem Tor seht ihr die Reste des früheren Wallgrabens. Hier führte wohl eine Zugbrücke drüber zum zweiten Tor, durch das wir jetzt eintreten. Ja, noch ein drittes Tor gab es in früherer Zeit; sie waren besetzt mit Wächtern und Soldaten.

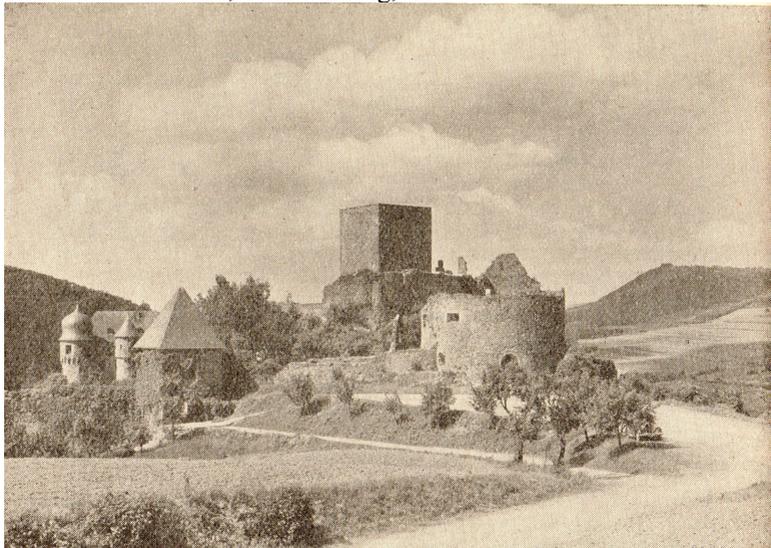
Hinter dem zweiten Tor erhebt sich zur Rechten stolz der Bergfried. Im Gegensatz zur übrigen Burg ist er noch recht gut erhalten. Wenn wir lange genug umhergestreift sein werden, wollen wir doch mal hinaufsteigen und unsere Blicke weit ins Land schweifen lassen, so wie die Wächter das in alter Zeit getan haben. Der Bergfried ist noch nicht so alt wie die übrigen Teile der Burg; er wurde erst vor etwa 300 Jahren gebaut, als der Dreißigjährige Krieg eine Verbesserung der Verteidigungsanlagen notwendig machte.

Hier beim Bergfried liegt die „Oberburg“. Wir sehen heute nur noch

Mauerreste von den alten Bauten, die vor etwa 500 bis 600 Jahren entstanden sind. Das ist der jüngere Teil der Burg, denn die „Unterburg“, 'die ganz vorne auf der Felsenkante liegt, ist schon 700 Jahre alt. Dort haben die Burgherren mit ihrer Familie und ihrem Gesinde zuerst gewohnt. Später haben sie sich dann neue und größere Wohnräume in der Oberburg erbaut; die Unterburg überließen sie dem Gesinde und den Soldaten. Oberburg und Unterburg sind zunächst getrennt gewesen; erst später wurden sie durch eine gemeinsame Mauer, deren Reste wir heute noch rund um die große Burg sehen, verbunden.

Das Kirchlein, das heute mitten in der Burgruine zwischen Ober und Unterburg steht, ist in alten Zeiten noch nicht dagewesen. Es entstand erst, als schon große Teile der Unterburg verfallen waren. Heute sehen wir auf der Unterburg nur noch einen mehrere Meter hohen Rest der westlichen Mauer und niedere Mauerreste im Süden und Norden. Dennoch ist die Burg nie von Feinden eingenommen und zerstört worden. Ein Teil der Gebäude der Unterburg ist nach dem Bau der Oberburg nicht mehr gebraucht worden und verfiel. Schließlich hat im Jahre 1795 ein großer Brand die Burg verwüstet; sie wurde nicht mehr aufgebaut, und Wind und Wetter taten das Ihre. Später siedelten sich Familien im Burggelände an, die ihre Häuser aus den Steinen der alten Burgmauern aufbauten. Ja, als im Jahre 1880 der große Brand in Baumholder fast alle Häuser vernichtet hatte, sollen viele Einwohner von Baumholder sich Steine zum Neubau ihrer Häuser aus den Mauern der Burg Lichtenberg geholt haben; Heute dürfen natürlich keine Steine mehr weggenommen werden; was von der alten Burg noch erhalten ist, soll auch weiterhin erhalten bleiben.

Ihr könnt euch denken, daß eine Burg, die so weithin sichtbar ist und schon



Burg Lichtenberg

früher nahe an verkehrsreichen Straßen gelegen hat, im Dreißigjährigen Krieg nicht von Not und Sorge verschont geblieben ist. Dennoch war es hinter den schützenden Burgmauern damals leichter leben als draußen im Lande, und manch einer fand hier Zuflucht vor den raubenden und mordenden Kriegshorden. Mehrfach soll die Burg Lichtenberg in dieser Zeit belagert worden sein, aber ihre festen Türme und Mauern und die Tapferkeit der Burgbewohner haben ihre Eroberung verhindert. Doch schon die Belagerung brachte stets große Not: für die vielen Menschen in der Burg mußten die vorhandenen Lebensmittel genau eingeteilt werden. Dann hatte man Sorge um das Wasser. Da die Brunnen der Burg nicht genügend Wasser für die Bewohner spendeten, war eine hölzerne Wasserleitung aus dem „Baumholderer Loch“ heraus gebaut worden.

Eine Sage erzählt, wie einstmal die Burg belagert wurde und der Hunger schon Einzug gehalten hatte; da versiegte plötzlich die Wasserleitung. Ein Pferd der Feinde hatte durch Zufall die Leitung aus der Erde gescharrt die Belagerer nahmen ein Rohrstück heraus und waren nun sicher, daß die Burg sich ihnen bald ergeben müsse.

Dort war die Not groß. Täglich starben Menschen vor Hunger und Durst. Dennoch ergaben sich die Verteidiger nicht. In ihrer Verzweiflung fanden sie eine List, die ihnen half. Noch waren drei Schweine, elende, ausgehungerte und halb verdurstete Tiere, am Leben. Die wurden nun täglich mehrmals über die Wälle getrieben und an verschiedenen Stellen im Burghof hingeworfen. Dabei schrieten die Tiere so jämmerlich, als würden sie geschlachtet. Die Belagerer sahen und hörten das. Sie glaubten, daß noch viele Schweine in der Burg seien, und daß die Belagerten daher noch lange nicht hungern müßten. Da wollten sie auch nicht weiter ergebnislos vor der Burg liegen; sie gaben die Belagerung auf und zogen weiter.

Doch kehren wir in die Gegenwart zurück. Bevor wir den Bergfried besteigen, treten wir in das schmucke neue Gebäude nicht weit vom Toreingang ein. Das ist die große Jugendherberge. Die freundlichen Herbergseltern zeigen uns gerne das Haus: die geräumigen, luftigen Schlafsäle, die Wasch und Brauseräume und die lichten, gemütlichen Tagesräume. Da sind Mädchen und Jungen von nah und ferne, die sich auf ihrer Wanderfahrt hier getroffen haben. Manche bleiben einige Tage da, weil es ihnen gar so gut gefällt; andere wollen am folgenden Tag schon weiterziehen. Möchtet ihr nicht auch am liebsten einige Tage dableiben? Sicherlich werdet ihr später einmal eine mehrtägige Wanderung machen und dabei die Lichtenburg nochmals besuchen.

Der große Brand Baumholders am 8. Mai 1880

Früher war die Stadt Baumholder noch ein Bauerndorf und Marktflecken. Dort, wo heute die Kasernen und Wohnhäuser der Amerikaner stehen, waren Äcker und Wiesen.

Es war am 8. Mai des Jahres 1880, einem wunderschönen Frühlingstag. Die

Bauern des Westrichs arbeiteten auf den Feldern. Still und versonnen lag der kleine Marktflecken Baumholder da. Kurz vor Mittag fing die Brandglocke plötzlich zu läuten an. „Feuer!“ schallte es über die weiten Felder. Schon sah man einige Häuser lichterloh brennen; denn die meisten Häuser waren damals noch mit Stroh gedeckt. Alles lief zum Dorf zurück, um beim Löschen zu helfen. Zu allem Unglück hatte sich das Wetter inzwischen geändert. Ein Nordostwind fachte das Feuer an, und bald stand ganz Baumholder in hellen Flammen. Es war zum Verzweifeln! Die Leute versuchten noch zu retten, was zu retten war. Sie trieben das Vieh aufs freie Feld und schafften mit ihren Bauernwagen die Möbel fort. Nur wenige Häuser, die etwas abseits standen, waren verschont geblieben. Der Schaden war unübersehbar.

Gleich am nächsten Tag begann man, Baumholder wieder aufzubauen. Manche Bauern holten Steine von der Burg Lichtenberg. Doch erst im Herbst konnten die meisten Einwohner wieder in ihr Haus einziehen. Baumholder hatte arg gelitten. Noch heute erzählen die alten Leute Baumholders von diesem schrecklichen Tag.

Wanderziele in den Ämtern Baumholder und Berschweiler

Burg Lichtenberg,
Durchbruchstal bei Thallichtenberg,
Steinbrüche bei Pfeffelbach und Reichweiler,
Mithrasdenkmal bei Schwarzerden,
Weißelberg bei Oberkirchen,
Bahn Türkismühle-Kusel (zwischen Schwarzerden über Oberkirchen Viadukt Grügelborn, Freisen).
Höhenwanderung zwischen Breitsesterhof-Herzberg-Karrenberg-Füsselberg, alter Kirchturm von Eckersweiler,
Baumholder (das alte und neue Baumholder),
Schwerspatgrube Clarashall bei Ruschberg,
Nahetal zwischen Hoppstädten und Heimbach/Nahe mit Meiers Mühle, Molkerei Berschweiler.

So hinterlistig hat er es immer angefangen

(Eine Geschichte vom Schinderhannes.)

War einmal in Grumbach dem Flecken, wo früher die Rheingrafen wohnten zu seiner Zeit ein Doktor. Der hatte einen schönen weißen Hengst. Und da es damals noch kein Fahrrad, kein Postauto, erst recht keinen Pkw. gab, freute sich der Arzt, wenn er in die Nachbardörfer zu seinen Patienten ausreiten konnte. Dem Schinderhannes hatte das schöne Tier schon lange in

die Augen gestochen.

Und da saß denn eines Tages gleich am Weg, der nach Merzweiler führte, ein armer Teufel, der zum Erbarmen dem Doktor klagte, wie der Schinderhannes gekommen wäre und einen üblen Spaß mit ihm getrieben habe. Dort auf dem Baum hänge seine Krücke, ohne die er ja nicht mehr vom Weg komme. Dem gütigen Doktor konnte man sein Mitleid im Herzen



Der Schinderhannesturm in Herrstein

gleich anmerken. Er gab dem verkappten Bösewicht die Zügel zu Händen, schwang sich vom ersten ergreifbaren Ast mit Mühe auf den Baum, kletterte vorsichtig nach oben, wo die Krücke hing und. ... Ja, und dann hörte er ein kräftiges Hopp, einen Peitschenschlag und sah dem davongaloppierenden Räuber nach, wie er mit seinem Pferd in einer Staubwolke verschwand.

Die Sage vom Wolfsfelsen im Steinalbtal

Das ist schon lange her. Die Sage versetzt uns in eine Zeit, als es in Niederalben noch Wölfe gab, woran noch heute die heimatlichen Namen Wolfsgang, Wolfsfelsen und Wolfsteich erinnern.

Da hütete einst über diesem Felsen auf dem Kiefernwald ein Schäfer seine Herde. Ein Schäflein kam von der Herde ab und verirrte sich im Wald. Ein Wolf bemerkte das und stellte ihm nach. Das Schaf lief den Hang hinunter und kam an den hohen Felsen. Hinter ihm sein Verfolger, vor ihm der steile Absturz zum Weg und zur Alb! In seiner Todesangst wagte es den Sprung, kam glücklich unten an und lief über den Bach in den schützenden Wald zur Rathswweiler Mühle. Der Bösewicht in seiner Gier sprang nach und blieb tot auf dem Weg liegen, da er sich das Genick gebrochen hatte. Andern Tages fanden ihn Leute dort und begruben ihn neben dem Felsen. Seit der Zeit heißt der Felsen im Volksmund Wolfsfelsen.

Ein Vermissenschicksal aus Kirrweiler vor 140 Jahren

Vor 140 Jahren gehörte unsere Heimat zu Frankreich, die jungen Männer mußten damals französische Soldaten werden. Auch Friedrich Thomas aus Kirrweiler wurde so ein Soldat. Als die Franzosen mit Spanien Krieg führten, kam er als Reiter dorthin. Bei einer Schlacht fiel Thomas den Spaniern in die Hände. Zu Hause wußte man nicht, ob er noch lebte. Er war vorschollen. Als Gefangener arbeitete er im Hafen von Lissabon. Er mußte auf einem Schiff Schnupftabak mahlen.

Eines Tages floh er auf einem englischen Schiff, das im Hafen lag. Doch dauerte es noch lange, bis Thomas nach Hause konnte. Das Schiff, auf das er sich gerettet hatte, fuhr durch das Mittelmeer. Erst in Konstantinopel konnte er an Land. Viele Tage mußte er nun wandern, alles zu Fuß. Die Schuhe waren allmählich ganz zerrissen. Oft mußte er Hunger leiden. Abgemagert und mit zerrissener Kleidung sah er nach siebenjähriger Abwesenheit endlich die Heimat wieder. Doch die harten Jahre hatten ihn verändert. Als er eines Abends sein Heimatdorf Kirrweiler erreichte, kannte ihn niemand mehr. Er suchte seine Schwester auf, die im Hause Allenbacher-Simon wohnte, und bat dort um ein Nachtquartier. „Mer kenne niemand behalle“, gab die Schwester zur Antwort, die ihren Bruder auch nicht erkannte. „Wenn aber jetzt dein Bruder Fritz käme, würdest du den auch nicht behalten?“ Da wurde der bärtige, wettergebräunte Heimkehrer erkannt, und Friedrich Thomas hatte seine Heimat wieder.

Die Kreuzeiche

Droben im Kirrweiler Wald hat sie gestanden, viele, viele hundert Jahre, nicht weit von der Römerstraße, die über die Höhen von Mainz kommend hinüber nach Trier, bzw. nach Metz verläuft. Mit unserem alten Lehrer sind wir oft dagewesen. Ich werde es nie vergessen: neun ausgereckte große Bubenarme konnten sie kaum umfassen. Wie ein alter Riese stand sie da und schaute auf all die Jugend ringsum verächtlich und zugleich wehmütig, als wollte sie sagen: Ich spür's in meinen alten Gebeinen, daß es bald Zeit ist, ich bin auch froh, aus dem jungen Gelichter herauszukommen, das von den alten Zeiten nichts recht mehr wissen will. Und dann ist es gekommen, wie es kommen mußte: Blitzschlag, Feuer und Sturm haben ihrem langen Leben ein Ende bereitet. - Im Winter des Jahres 1917 mußten die Männer des Waldes mit Axt und Säge ihre Arbeit tun. Sie taten es nicht gerne, war sie doch ein Wahrzeichen der ganzen Gegend, eigentlich ein „Heiligtum“ aus alter Zeit. Es mußte sein. Aber die Erinnerung an sie ist wachgeblieben. Auch im Jagen 25 der alten Meßtischkarte steht noch heute ihr Name stolz verzeichnet: „Kreuzeiche!“

Die Wanderziele im Amt Grumbach

haben ihre Schwerpunkte in Grumbach, der ehemaligen Residenz der Wild und Rheingrafen, und Offenbach mit seinen mittelalterlichen Resten aus der Klosterzeit. Dazu kommen einzelne Punkte mit geschichtlichen Beziehungen bis zur Römer und Vorrömerzeit und landschaftliche Aussichtspunkte, die Blicke ins Glantal mit seinen Seitentälern und Höhen bieten, dazu einen Überblick über das nordpfälzische Bergland vom Potzberg über den Königsberg bis zum Donnersberg und Lemberg.

Grumbach - die Treppen vom Talgrund bis auf das Schloß - das rheingräfliche Archivgebäude - Zehntscheuer - Lustgarten - Gebück - der Schwefelbrunnen und die Salzquellen im Grund - im Grumbacher Steinbruch - die Römerstraße am Windhof - die Fliehbürg auf dem Monrealskopf - das Steinkistengrab bei Kappeln - die Schinderhanneshöhle im Perlekopf - auf der Merzweiler Hardt (Spuren eines Römertempels) - auf dem Husarenbusch bei Kirrweiler - die Mineralquellen bei Obbeisenbach - auf dem Wolfsfelsen überm Steinalbtal bei Niederalben - die Glanmühlen bei Niedereisenbach - die Hirsauer Kapelle bei Offenbach - die Klosterbannmühle (jetzt Elektrizitätswerk) - die Klosterkirche - das Schaffnerhaus - der Pranger - auf der „Windschnerr“ bei Offenbach (Blick ins Glantal und über die Nordpfälzischen Berge) - die alte Brecheiche bei Deimberg - der Judenkirchhof am Buborner Köpfchen - über die Buborner Heide zum Denkmalsturm bei Lauterecken - die verlassenen Kohlenstollen bei Wiesweiler.



Die Schule in Grumbach

Diese Zusammenstellung stellt einen Rundgang um das Amtsgebiet dar, der bei Grumbach beginnt und in der Nähe Grumbachs endet.

Die Legende von St. Wendelinus

Es war einmal ein Königssohn. Das Leben seines Vaters entsprach nicht seinem frommen Sinn. Darum verließ er die Heimat, reiste durch viele Länder und kam nach Trier. Dort bat er einen reichen Bürger um ein Stückchen Brot. Der hieß ihn seine Schweine hüten. Aber die Schweine waren ihm zu unruhig. Auf Wunsch erhielt er die Schafe. Die sanften Tiere störten ihn nicht in seinen frommen Betrachtungen. Es ließ sie weiter und weiter ziehen und kam in die Gegend von St. Wendel. Da fehlte es an Wasser. Die Herde litt schwer durch Durst und Wendelinus mit. Er stieß seine Schäferschippe in die Erde, es floß klares, frisches Wasser hervor. Die

Schafe tranken sich satt und Wendelinus auch. Das Wasser hörte nicht auf zu fließen, es fließt heute noch und heißt der Wendelsborn.

Einmal fuhr sein Herr hier vorbei. Als er seinen Schäfer erkannte, sagte er unwillig: „Morgen wollte ich meinen Freunden einen Hammelbraten vorsetzen, und die Herde ist so weit von Trier!“ Wendelinus erwiderte demütig: „Seid ohne Sorge, Herr, der Hammel wird rechtzeitig zur Stelle sein!“ Der Herr fuhr weiter und sprach zu sich selbst: „Ist der Wendel einfältig! Noch nicht in drei Tagen kann die Herde in Trier sein.“ Kurze Zeit danach wurde Wendelinus mit seinen Schafen von einer unsichtbaren Gewalt in die Höhe gehoben und noch schneller als ein Vogel fliegt durch die Luft getragen. Vor Trier kam er wieder auf den Boden. Der Hammel hing schon geschlachtet auf dem Hofe, als am Abend der Herr ankam. Der war erst sprachlos vor Erstaunen, dann beschenkte er Wendelinus reichlich und sagte ihm: „Du kannst mein Schäfer nicht länger bleiben, du bist ein heiliger Mann.“

Wendelinus kehrte an seinen Brunnen zurück und lebte in einer Hütte als Einsiedler. Fast jeden Morgen ging er ins Kloster zu Tholey. Zuletzt blieb er immer dort und wurde Abt. Als er starb, begruben ihn die Mönche in der Kirche. Am nächsten Morgen stand der Sarg neben dem offenen Grabe. Er wurde wieder ins Grab gestellt und zugedeckt. Doch der Sarg stand am folgenden Morgen abermals neben dem offenen Grab. Das wiederholte sich dreimal. Nun merkten die Mönche, daß der Heilige bei ihnen nicht begraben sein wolle. Sie stellten den Sarg auf einen Wagen und spannten zwei ungelernete Ochsen davor. Diese gingen geradewegs nach St. Wendet. Dort blieben sie stehen und ließen sich durch Gewalt nicht weitertreiben. Nun wußten die Mönche, daß der Heilige hier begraben sein wolle. Jetzt blieb der Sarg in der Erde. Jahrhunderte später grub man denselben wieder aus, legte die Gebeine in einen neuen Sarg und stellte ihn in die Kirche, wo er noch heute zu sehen ist.

Das Kloster Disibodenberg

Ein frommer Mönch namens Disibod war im 7. Jahrhundert aus Irland vertrieben worden und kam nach langer, mühevoller Wanderung zum Rheine. Aber nirgends fand er eine bleibende Stätte. Da kam er eines Tages von Trier her an die Nahe und zu dem Berge hin, wo Nahe und Glan zusammenfließen. Ermüdet von der Wanderung, steckte Disibod seinen Stab in die Erde und legte sich daneben, um auszuruhen. Da erlebte der fromme Mann ein Wunder. Während er schlief, fing der Stab an, wunderbar zu grünen und Blätter zu treiben. In seiner Nähe sprudelte eine Quelle, und daneben weidete eine Hirschkuh. Mit frohem Entzücken sah der erwachende Mönch das liebliche Bild. Am Fuße des Berges vereinigten sich zwei Flüsse. Das war die Stätte, die ihm einst im Traum gezeigt worden war, wo er wirken und lehren sollte.

Mit frohem Mute erbaute sich Disibod am Abhang des Berges eine Hütte

und führte dort mit drei seiner Glaubensgenossen ein frommes Leben mit Fasten und Beten. Von hier aus zogen die frommen Männer in das Nahetal und brachten den heidnischen Franken an der Nahe und auf dem Hunsrück das Christentum.

Nach dem Tode St. Disibods entstand auf dem Berge, wo der fromme Mönch einst gewirkt hatte, das Disibodenkloster. Es wurde später ein berühmter Wallfahrtsort. Viele Ritter und Fürsten beschenkten das Kloster mit Dörfern und Ländereien in der Umgebung, so daß es bald sehr mächtig und reich wurde. Auch drei Kirchen, die um das Jahr 1000 in der Winterhauch erbaut worden waren, wurden dem Kloster geschenkt. In dem Frauenkloster, das später am Fuße des Disibodenbergs errichtet wurde, lebte einst die heilige Hildegard. Von ihr wird erzählt, daß sie den Armen viel Gutes erwiesen hat.

Das Kloster Disibodenberg mußte im Laufe der Jahrhunderte manche Not und Bedrängnis erdulden. Trotzdem bestand es bis ins 18. Jahrhundert. Heute liegt die Stätte, wo einst viele fromme Männer ihr Leben zubrachten, in Schutt und Trümmern. Aber die Mauerreste lassen noch erkennen, welches ein gewaltiges und herrliches Bauwerk das Kloster in alter Zeit gewesen ist.

Der Affe zu Dhaun

Hoch über dem Dorfe Simmern liegt das Schloß Dhaun. Es gehörte dem Rheingrafen. Das Schloß war schön und groß. Über dem Eingang zum Schloß ist ein Affe in Stein gehauen zu sehen. Von diesem Bilde geht eine Sage. Einst wiegte eine Wärterin ein kleines Kind des Grafen im schattigen Burghof. Da es ein schwüler Tag war, nickte sie ein. Als sie wieder erwachte, war das Kindlein aus der Wiege verschwunden. Vor Schreck fing sie an zu zittern. Sie stürzte in den Wald, da sie den Zorn des Grafen fürchtete. Vielleicht konnte sie noch eine Spur von dem Kinde finden. Da kam sie an ein dunkles Dickicht. Und siehe, da saß der Affe, den der Graf im Schlosse hielt. Auf seinen haarigen Armen hatte er den kleinen Grafensohn, wobei er ihn schaukelte und zärtlich küßte. Dann legte er ihn sanft auf das weiche Moos des Waldes und bot ihm einen Apfel. Doch der Kleine wollte nicht, sondern schlief ein. Nun wehrte der Affe eine Zeit lang die Fliegen ab, bis er selbst einschlief. Da war die Amme froh. Sie schlich leise hinzu und nahm das Kind. Sie trug es fröhlich zum Schlosse hinauf. Dort suchte man schon ängstlich nach ihr. Die Wärterin erzählte alles, was sie erlebt hatte. Die hocheifrenden Eltern beschlossen, den Affen mit dem Apfel in Stein aushauen zu lassen. Als das Bild fertig war, wurde es über den Eingang zum Schloß eingemauert.

Auf dem Zechenplatz

Komm mit, ich will dir zeigen, wo man die Steinkohle aus der Erde holt! Schon von weitem siehst du die himmelhohen Schornsteine. Nahe bei ihnen steht ein großes Eisengerüst als Kohlenförderanlage. Es trägt ein paar

Räder. Sie laufen ganz schnell. Kräftige Drahtseile hängen daran. Sie gehen tief, tief in die Erde und ziehen zwei schwere Eisenkörbe nach oben. Wir stehen auf dem Zechenplatz. Rundherum befinden sich große Häuser. Sie haben eiserne Träger und Dächer. Und dort hinten liegt ein hoher schwarzer Berg. Ist's ein Gebirge? Nein, es sind lauter Steine, die man unten aus der Erde grub und in kleine Wagen füllte. Der Eisenkorb trug sie nach oben. Ausgeschüttet liegen sie zu hohen Haufen fest aufeinander. Sie wurden warm, heiß, sie brannten. Jetzt ist ein Bauer dabei und hackt sie wieder los. Er will Kies holen für seinen Garten. Merkwürdig, die schwarzen Steine sind rot gebrannt wie Ziegelsteine. Aus großen Brocken ist Asche geworden.

Nun kommen wir in eine geräumige Halle. Dort ist ein großes Loch. Es geht drei, vier, fünfhundert Meter tief in die Erde. Wir stehen am Schacht. Eben kommt der eiserne Förderkorb von unten. Schnell reißen die Bergleute eine kleine Eisentür auf und rollen zwei Wagen aus dem Kasten. Die sind voll Kohlen. Sie fahren damit fort und kippen sie um. Donnernd fallen die Kohlen auf große Siebe. Diese schütteln sie kräftig. Kleine Stücke fallen hindurch. Die großen bleiben darauf liegen. Sie gleiten vom Sieb in Eisenbahnwagen. In zehn Minuten tief unten aus der Erde heraus und in den Zug, fertig zur Reise - ist das nicht schnell?

Wir kommen in ein anderes Haus. An vielen, vielen Haken hängen blanke Nummern, eine bei der anderen. Jeder Arbeiter hat seine Nummer. Wenn er kommt, hängt er sie an den Haken. Wo keine Nummer hängt, da fehlt der Arbeiter.

Drüben ist die Lampenbude. Ein Junge steht dort. Er putzt die Bergmannslampen und stellt sie alle in eine Reihe. Nun kommen wir in die Waschkau. Ich muß lachen. Ganz oben an der Decke baumeln lauter Hosen und Jacken. Das sieht aus, als hätte man dort lauter Leute aufgehängt. Es sind die Arbeiterkleider. Jeder Bergmann zieht sich hier um. Seinen Hausanzug hängt er an eine Leine und zieht ihn hoch. Dort hängt er warm und trocken. Die Leine ist fest geschlossen. Niemand kann seine Kleider vertauschen. Der Schlüssel hängt an seinem Haken.

Nebenan ist der Badesaal. Wer acht Stunden Kohlen losgehackt hat, der ist schwarz wie ein Mohr. Hier kann er sich waschen und seifen. Ja, ja, nun weißt du, warum die Bergleute alle so sauber aussehen, wenn sie von der Arbeit kommen.

Nun sind wir in der Maschinenhalle. Fast könnte man meinen, man sei in der Kirche. Auch hier sind runde Fenster mit bunten Scheiben. Und dicke Teppiche liegen auf der Erde. Dort steht ein Riesenrad. Es ist größer als ein Haus. Drüben ist ein Mann im blauen Kittel. Eine Glocke tönt. Der Mann drückt auf einen blanken Hebel. Das Riesenrad dreht sich langsam, nun schneller. Ein starkes Seil liegt darauf, daran hängt der Förderkorb. Sind Leute darin? Niemand weiß es. Der Mann steht dort, den Hebel in der Hand. Sein Auge blickt nach einer langen schwarzen Tafel. Ein kleiner weißer Zeiger steigt darauf auf und nieder. Er sagt dem Mann, wann der

Korb unten ist. Es schellt. Der Mann drückt wieder auf den Hebel. Er weiß, daß der Korb steht. Die Leute können aussteigen.

Ein ernster Mann, der hier steht. Er spricht kein Wort. Immer blickt er auf die schwarze Tafel, immer horcht er auf die Glocke. Er weiß, daß in seiner Hand das Leben der vielen Bergleute ruht. Überhört er die Glocke, dann saust der Korb weiter und liegt am Ende zerschmettert tief unten in der Erde. Frauen und Kinder klagen dann um ihre toten Männer und Väter.

Eine schwarze Fahne auf dem Schachtturm kündigt von dem schrecklichen Unglück.